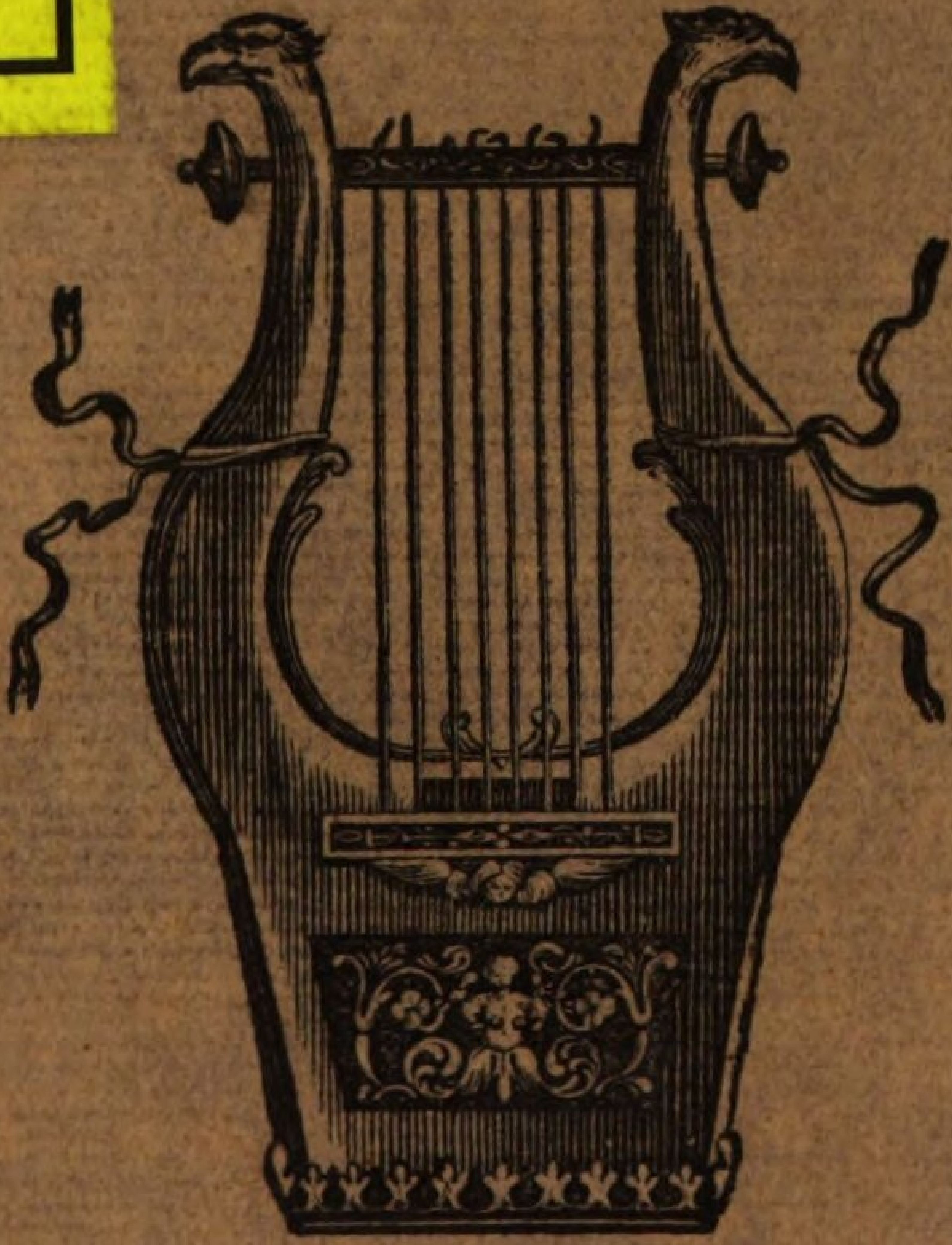
Bibl. Mont.
711
-6-
711



Bibl. Mont. 711/6

<36625061380018 S

<36625061380018

thek

Göthe's Philosophie.

Eine
vollständige, systematisch geordnete
Zusammenstellung seiner Ideen
über
Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft, Erziehung,
Religion, Moral, Politik, Literatur,
Kunst und Natur;
aus seinen
sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken.

Herausgegeben,
und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes
begleitet,
von

Friedrich Karl Julius Schütz,
Dr. und Professor der Philosophie.

Sechster Band.

Hamburg, 1826.
Druck und Verlag von Friedrich Hermann Nestler.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Göthe's Philosophie.

Sechster Band.

Enthaltend

den Beschluß der sechszehnten Abtheilung:
Göthe's Ideen über die Kunst, dritter, vierter
und fünfter Abschnitt; nebst der siebenzehnten
und letzten Abtheilung:

Göthe's Ideen
über
die Natur.

Sprich, wie Du Dich immer und immer erneust? —
„Kannst's auch, wenn Du immer am Großen Dich freust.
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröstelt das Kleinliche bebend.

Göthe.

(Ueber Kunst und Alterthum. 1825.
4ten Bds. 2s Heft. S. 2.)

Vorwort des Herausgebers.

Die, zu meiner, um der guten Sache willen, innigsten Freude, so zahlreichen Besitzer dieser Sammlung, erhalten hier den letzten Band derselben, welcher den Beschluß der Kunstphilosophischen, und zugleich die wesentlichsten der Naturphilosophischen Ideen unseres Göthe umfaßt. Der Reichthum des in seinen sämmtlichen Werken, wie sie, wirklich als solche, in meinem Besitze sind, war hier so groß, daß ich, um diese Zusammenstellung nicht zu mehr als sechs Bänden auszudehnen, mich darauf habe beschränken müssen, Göthe's vielfache, besondere Schriften, Abhandlungen und Aufsätze, über einzelne Gegenstände der Kunst und Natur, blos in einer bibliographischen Uebersicht am Schlusse jedes Abschnittes anzuführen. Indeß werden Männer von Fach, wie sich ja schon von selbst versteht, dieses Besondere in den Werken des Meisters selber

nachlesen. Denn welcher Aesthetiker unserer Zeit, wollte Göthe's Cellini, Winkelmann, seine Propyläen und Zeitschrift über Kunst und Alterthum; welcher Physiker, seine Optik, Farbenlehre, Pflanzenmetamorphose und Morphologie, wohl ungelesen lassen? Die jedem denkenden Leser aber wichtigen, allgemeinen, zur Kunst- und Naturwissenschaft gehörigen Ideen Göthe's, sind hier mit gleicher Sorgfalt, wie alle übrigen, zusammengestellt worden. In einem Anhange zu diesem Bande erhalten die Leser drei der frühesten Schriften Göthe's, die seit dem Jahre 1774, wo sie erschienen, nie wieder gedruckt worden sind, sich daher längst aus dem Buchhandel verloren haben, und welche Göthe selbst, in der „Summarischen Jahresfolge" seiner Werke, die er vor zehn Jahren im Cotta'schen Morgenblatte (Jahrg. 1816. Nro. 101.) mittheilte, nicht einmal mit angeführt hat. Die letzten beiden werden besonders unsern heutigen Herren Theologen, die erste aber, die berühmte jedoch nur wenig noch bekannte, Satyre auf Wielands Alceste, jedem Freunde des dichterischen Witzes, als ein

nie veraltendes Meisterstück desselben, ohne Zweifel höchlich willkommen sein. Die Lesung dieses Aristophanisch-sarkastischen Scherzes, gewährt überdem, wie die der im dritten Bande neu mitgetheilten Xenien, eine, bei der jetzigen Schlaffheit unserer Deutschen Kunstkritik, und in unserer, an Witz, wie an Sinn für den Witz, überhaupt so bettelarmen Zeit, überaus erquickliche Erinnerung an die edle mannliche Kraft, Helle und Freiheit, die dem Geiste Göthe's in seinem früheren Alter so vorzüglich eigen war, und von der darum nur zu wünschen gewesen wäre: daß er sie sich auch bis zum späteren, allzumal im Verhältniß zu seinen dermaligen, so plattköpfigen als servilen Lobhudlern, (die er fortwährend auf eine Seiner so unwürdige Weise, selbst wieder belobt, indeß er, auch den geistvollsten und mithin beherzigungswerthesten Tadel mit einer ächt ministeriellen Vornehmheit völlig ignorirt,) — erhalten haben möchte! Leider aber ging die Excellenz seines Liberalismus in der seiner Ministerschaft unter, wie es ja schon einmal der, an Titeln und Gütern arme, doch

an der Würde freier Gesinnung, desto reichere, Bürger, in seiner bekannten Apostrophe an ihn, so kräftig beklagte; und schmerzlichst für jeden seiner ächten und würdigen Verehrer, bestätigte er an sich selbst die Wahrheit seiner eigenen Lehre:

„Wie verfährt die Natur, um Hohes und Nie-
d'res im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen
hinein!" *)

Er! der Dichter des Götz und Faust! der in seiner unvergleichlichen Generalbeichte:

„Den Philistern allzumal, wohlgemuth zu schnip-
pen!"

feierlichst gelobt, und in seinem Tasso das goldene Wort ausgesprochen hatte:

„Frei will ich sein im Denken und im Dichten;
Im Handeln schränkt genug die Welt uns ein!"

Und so glaube ich denn, in diesem einst Göthe'schen Sinne, dem freien Denker und Dichter, eine würdigere Huldigung durch diese

*) Vergl. den Schluß meines Vorworts zum dritten Bande und meine Schrift: Ueber die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters. Halle, 1823. 8. S. 149 — 192.

Sammlung dargebracht zu haben, als die unter dem Titel: „Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden," 1823, zu Berlin erschienene, sammt alle den faden, in den Berliner u. a. Zeitungen, seit Jahren abgedruckten Lobgedichten auf ihn, ist; wie dies denn auch die Competentesten unserer heutigen Deutschen Kunstrichter, in eben so seltener als mir erfreulicher Uebereinstimmung ihrer Urtheile, bereits anerkannt haben *). Auch der Verleger, unterstützt von dem Besitz einer der trefflichsten Officinen von ganz Deutschland, hat diesem Werke, eine des Gegenstandes so würdige, geschmackvolle Sorgfalt gewidmet, daß es gewiß alle Freunde unserer vaterländischen Literatur wünschen lassen wird: die bekannten Taschen-Ausgaben der Werke unserer sämmtlichen deutschen

*) Siehe mein Vorwort zum 2ten, 4ten und 5ten Bande. Seitdem sind mir auch die, gleich beifälligen, Beurtheilungen dieses Werkes, im Weimar'schen Journal für Literatur, Kunst und Mode (1825. Beiblatt Nro. 1.) und im Wegweiser der Dresdner Abendzeitung (1825. Nro. 59 u. 100.) der, mit wiederholter Freundlichkeit, dasselbe nicht weggewiesen, sondern den Weg dazu gewiesen hat, zu Gesicht gekommen, für die ich hier ebenfalls herzlich danke.

Klassiker, möchten aus einer solchen musterhaften typographischen Anstalt, hervorgegangen sein.

Der siebente Band, wird nun den, in meinem Vorwort zum ersten, angekündigten Versuch einer Charakteristik Göthe's, von mir selbst, enthalten, der dann endlich wohl den Recensenten dieses Werkes in der, leider immer altersschwächer werdenden, Hallischen Allgemeinen Literatur-Zeitung (1825. Nro. 186) aus seiner daselbst, so naiv, ausgesprochenen Verlegenheit: „nicht zu wissen, was er daraus machen soll;" (obschon ich in der Vorrede zum 1sten Bde. die er indeß wahrscheinlich nicht gelesen hat, den Plan des Werkes so klar als ausführlich dargelegt habe), heraushelfen wird. Weder ein „Compliment für Göthe," noch eine „Mystification der Götho-Coraxe," wie er in seinem Tick auf Göthe meint, habe ich damit im Sinne gehabt; auch weiß ich so gut wie Er, und vielleicht noch besser, daß Göthe „unter viel Vortrefflichem, auch viel Unbedeutendes, unter viel Sonnenklarem auch viel Nebelhaftes" (leider nur allzuviel!) und „unter viel Geradem auch

viel Schiefes gesagt hat;" — aber: ich habe es eben darum, bei dem, gerade in Beziehung auf Göthe, noch so überaus mangelhaften, und durch das Geschrei der Götho- wie Anti-Götho-Coraxe, überdem jetzt auch noch so verworren gewordenem, Zustande der Kritik, für eine der interessantesten ihrer noch zu lösenden Aufgaben erkannt: diesen so Viel und Vielerlei umfassenden Geist endlich einmal, vollständig und zu einer gründlichen Analyse, auf ihre Capelle zu bringen. Daß sich dabei auch ein Caput mortuum ergeben muß, wird kein Kenner der Göthe'schen Werke, der zu den Hellsehenden (nicht Hellsehern) gehört, läugnen wollen. Aber ein solcher wird auch nicht verkennen, daß dasselbe, zum Theil, aus der Schwäche des hohen Alters entspringt, in dem er (freilich mehr wider als für seinen Ruhm), noch immer zu schreiben fortfährt. Denn wie ausgezeichnet er auch sonst, in jeder Hinsicht einer der glücklichsten Sterblichen (zumal unter den Deutschen Dichtern!) ist; so wird doch der unbestechliche Richterspruch der Nachwelt, ihn gewiß nicht darum glücklich preisen, weshalb er

selbst, mit so voller Wahrheit, Winkelmann und Schiller glücklich gepriesen hat, daß er: „die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte nicht empfunden habe, sondern als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen sei, der nun im Andenken der Nachwelt den Vortheil genieße, wie Achill, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger, zu erscheinen!“ (S. den 5. Bd. S. 296.)

Um dieser Untersuchung willen, mußte mir nun doch wohl vor Allem Anderen daran gelegen sein, den Gegenstand derselben, in vorliegender Sammlung, die den erforderlichen Apparat dazu enthält, „nach all seiner Tiefe und Fläche, Stärke und Schwäche“ (wie ich ja dies auch schon in der Vorrede zum ersten Bande S. XV ausdrücklich bemerkt habe), zuvörderst darzustellen. Aber selbst unabhängig von jenem Zweck, werden jedem denkenden Leser, die „nebelhaften,“ Stellen dieses Werkes, unter den „sonnenklaren,“ gewiß eben so wenig uninteressant sein, als dem Astronomen die Flecken in — der Sonne selbst.

Hamburg, im Januar 1826.

Schütz.

Inhalt des sechsten Bandes.

Vorwort des Herausgebers .... Seite v

Sechszehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Kunst.

(Beschluß.)

Dritter Abschnitt.

Ueber die Schauspielkunst. .... Seite 3

Nro. 1 — 25. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 26 u. 27. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 28. Aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.
" 29 — 35. Aus dem Faust.
" 36 u. 37. Aus den Puppenspielen.
" 38 u. 39. Aus den Vögeln.
" 40. Aus dem Triumph der Empfindsamkeit.
" 41. Aus dem Gedicht auf Miedings Tod.
" 42 — 48. Aus den Theaterreden.
" 49 u. 50. Aus den Anmerkungen zu Diderot's Rameau.
" 51. Aus einem Aufsatze im Morgenblatte 1815. Nr. 85 und 86.
" 52 — 60. Aus Göthe's Leben.
" 61. Aus Kunst und Alterthum.

Vierter Abschnitt.

Ueber die Tonkunst. .... Seite 69

Nro. 1. Aus den Gedichten.
" 2 — 5. Aus Göthe's Leben.
" 6. Aus Wilh. Meisters Wanderjahren.
" 7 — 13. Aus den Anm. zu Diderot's Rameau.
" 14u. 11. Aus Kunst und Alterthum.
" 15. Aus den Xenien.
" 16. Aus den Vögeln.

Fünfter Abschnitt.

Ueber die Bildende Kunst. 1) Allgemeines. Seite 93

Nro. 1 — 4. Aus den Gedichten.
" 5 — 12. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.
" 13. Aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.
" 14. Aus der natürlichen Tochter.
" 15 — 36. Aus den Anm. zu Diderot's Versuch über die Malerei.
" 37. Die Abhandlung über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke.
" 24. 38 — 40. Aus: dem Sammler und die Seinigen.
" 41 — 58. Aus den Propyläen.
" 59 u. 60. Aus Winkelmann und sein Jahrhundert.
" 61 — 66. Aus Göthe's Leben.
" 67 — 76. Aus Kunst und Alterthum.
Anmerkung des Herausgebers.

---

2) Ueber Architektur und Gartenkunst. Seite 193

Nro. 77 u. 78. Aus Göthe's Leben.
" 79. Aus den Gedichten.
Anmerkung des Herausgebers.

3) Ueber Sculptur. .... Seite 204

Nro. 80. Aus den Gedichten.
" 81 u. 82. Aus Göthe's Leben.
" 83. Aus: der Sammler und die Seinigen.
Anmerkung des Herausgebers.

4) Ueber Malerei. .... Seite 212

Nro. 84 — 86. Aus den Gedichten.
" 87. Aus Göthe's Leben.
" 88. Aus den Anm. zu Diderots Versuch über die Malerei.
" 89. Aus Kunst und Alterthum.
Anmerkung des Herausgebers.

5) Ueber Kupferstecherkunst, Holzschnitt und Steindruck. .... Seite 225

Nro. 90. Aus den Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten.
Anmerkung des Herausgebers.

Siebenzehnte und letzte Abtheilung.

Göthe's Ideen über die Natur. .... Seite 233

Nro. 1 — 9. Aus den Gedichten.
" 10. Aus Werthers Leiden.
" 11 u. 12. Aus den Briefen über die Schweiz.
" 13. Aus den Wahlverwandtschaften.
" 14 — 17. Aus dem Faust.
" 18. Aus dem Prolog zum Bahrdt.
" 19. Aus dem Großcophta.
" 20. Aus Diderot's Rameau.

Nro. 51 — 53. Aus der Morphologie.
" 54 — 56. Aus der Farbenlehre.
" 57 u. 58. Aus Göthe's Leben.
" 59 — 64. Aus Kunst und Alterthum.
Anmerkung des Herausgebers.

Anhang von Göthe's, in den bisherigen Ausgaben seiner Werke nicht mit aufgenommenen Schriften. S. 308

1) Götter, Helden und Wieland, eine Farce. (Zu der 15ten und 16ten Abtheilung, über die Literatur und Poesie gehörig.) .... S. 310

2) Brief des Pastors zu ***, an den neuen Pastor zu ***. (Zu der 12ten Abtheilung, über die Religion gehörig.) .... S. 329

3) Beantwortung zweier wichtigen biblischen Fragen. (Ebenfalls zur Abtheilung über die Religion gehörig.) .... S. 347

Nachtrag einzelner Aphorismen aus den neuesten, während des Drucks dieses Werkes, erschienenen Heften, uber Kunst u. Alterthum. Von Nro. 1 — 76. .... S. 360

Göthe's dramatische Preisaufgabe. .... S. 375

Sechszehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen
über
die Kunst.

(Beschluß.)

Dritter Abschnitt.

Ueber die Schauspielkunst.

1.

Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden.

2.

Welcher Schauspieler, welcher Schriftsteller, ja welcher Mensch überhaupt würde sich nicht auf dem Gipfel seiner Wünsche sehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen so allgemeinen Eindruck hervorbrächte? Welche köstliche Empfindung müßte es sein, wenn man gute, edle, der Menschheit würdige Gefühle, eben so schnell durch einen elektrischen Schlag

ausbreiten, ein solches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als es Seiltänzer durch ihre bloße körperliche Geschicklichkeit thuen; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menschlichen geben, wenn man sie mit der Vorstellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unsinns und der Albernheit, entzünden, erschüttern, und ihr stockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung setzen könnte!

3.

Wie nützlich könnte allen Ständen das Theater sein, wie viele Vortheile müßte der Staat selbst daraus ziehen, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menschen, von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Gesichtspunkte auf das Theater brächte, aus welchem sie der Staat selbst ehren und schätzen muß. Jetzt stellen wir nur die lächerliche Seite der Menschen dar; der Lustspieldichter ist gleichsam nur ein hämischer Controleur, der auf die Fehler seiner Mitbürger ein wachsames Auge hat und froh zu sein scheint, wenn er ihnen eins anhängen kann. Sollte es nicht eine angenehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann sein, den natürlichen, wechselseitigen Einfluß aller Stände zu überschauen, und einen Dichter, der Humor genug hätte, bei seinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf diesem Wege manche sehr unterhaltende, zugleich nützliche und lustige Stücke ersonnen werden.

4.

Es ist leider der Fall, daß Alles, was durch mehrere zusammentreffende Menschen und Umstände hervorgebracht werden soll, keine lange Zeit sich vollkommen erhalten kann. Von einer Theatergesellschaft so gut wie von einem Reiche, von einem Zirkel Freunde, so gut wie von einer Armee, läßt sich gewöhnlich der Moment angeben, wenn sie auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Uebereinstimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit standen; oft aber verändert sich schnell das Personal, neue Glieder treten hinzu, die Personen passen nicht mehr zu den Umständen, die Umstände nicht mehr zu den Personen; es wird alles anders, und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald auseinander.

5.

Man spricht viel vom Theater, aber wer nicht selbst darauf war, kann sich keine Vorstellung davon machen. Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will Jeder der Erste, sondern auch der Einzige sein, Jeder möchte gern alle übrigen ausschließen, und sieht nicht, daß er mit ihnen zusammen kaum etwas leistet; Jeder dünkt sich wunder=

original zu sein, und ist unfähig, sich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegen einander! Und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennutz macht, daß sie sich mit einander verbinden. Von wechselseitigem Betragen ist gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und schändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch auf die unbedingteste Achtung, Jeder ist empfindlich gegen den mindesten Tadel. Das hat er selbst Alles schon besser gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr fürchteten, als vor Vernunft und gutem Geschmack, und nichts so sehr zu erhalten suchen, als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Willkühr.

6.

Geschäftig im Müssiggange scheinen die meisten Schauspieler an ihren Beruf und Zweck am wenigsten zu denken; über den poetischen Werth eines Stücks hört man sie niemals reden, und weder richtig noch unrichtig darüber urtheilen; es ist immer nur die Frage: was wird das Stück machen? Ist es ein Zugstück? Wie lange wird es spielen? Wie oft kann es wohl ge-

geben werden? und was Fragen und Bemerkungen dieser Art mehr sind. Dann geht es gewöhnlich auf den Direktor los, daß er mit der Gage zu kurz, und besonders gegen den Einen und den Andern ungerecht sei, dann auf das Publikum, daß es mit seinem Beifall selten den rechten Mann belohne, daß das Deutsche Theater sich täglich verbessere, daß der Schauspieler nach seinen Verdiensten immer mehr geehrt werde, und nicht genug geehrt werden könne. Dann spricht man viel von Kaffeehäusern und Weingärten, und was daselbst vorgefallen, wie viel irgend ein Kamerad Schulden habe, und Abzug leiden müsse; von Disproportion der wöchentlichen Gage, von Kabalen einer Gegenparthei; wobei denn doch zuletzt die große und verdiente Aufmerksamkeit des Publikums wieder in Betracht kommt, und der Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht vergessen wird.

7.

Doch beschreibt man damit nicht das Theater allein, sondern die Welt, und aus allen Ständen lassen sich genug Figuren und Handlungen zu diesen harten Pinselstrichen finden. Glaube man daher nicht, diese schönen Qualitäten seien nur auf die Bretter gebannt. Diese Fehler sind allgemein, und es zeigt von Unbekanntschaft mit der Welt, wenn man diese Erscheinungen dem Theater so hoch anrechnet. Wahrhaftig, ich verzeihe

dem Schauspieler jeden Fehler, der aus dem Selbstbetrug und aus der Begierde, zu gefallen, entspringt; denn wenn er sich und Andern nicht etwas scheint, so ist er nichts. Zum Schein ist er berufen, er muß den augenblicklichen Beifall hoch schätzen, denn er erhält keinen anderen Lohn; er muß zu glänzen suchen, denn deswegen steht er da. Alle Fehler des Schauspielers verzeih' ich dem Menschen.

8.

Wie weit müßten unsere Schauspieler kommen, wenn sie ihre Uebungen nicht blos auf Auswendiglernen, Probiren und Spielen, mechanisch pflicht- und handwerksmäßig einschränkten. Wie viel mehr Lob verdienen die Tonkünstler, wie sehr ergötzen sie sich, wie genau sind sie, wenn sie gemeinschaftlich ihre Uebungen vornehmen! Wie sind sie bemühet, ihre Instrumente übereinzustimmen, wie genau halten sie Takt, wie zart wissen sie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken! Keinem fällt es ein, sich bei dem Solo eines Andern durch ein vorlautes Accompagniren Ehre zu machen. Jeder sucht in dem Geist und Sinne des Komponisten zu spielen, und Jeder das, was ihm aufgetragen ist, es mag viel oder wenig sein, gut auszudrücken. Sollten nun die Schauspieler nicht eben so genau und eben so geistreich zu Werke gehen, da sie eine Kunst treiben, die noch viel

zarter, als jede Art von Musik ist; da sie die gewöhnlichsten und seltensten Aeußerungen der Menschheit geschmackvoll und ergötzend darzustellen berufen sind? Kann etwas abscheulicher sein, als in den Proben zu sudeln, und sich bei der Vorstellung auf Laune und gut Glück zu verlassen? Sie sollten ihr größtes Glück und Vergnügen darin setzen, mit einander übereinzustimmen, um sich wechselsweise zu gefallen, und auch nur in so fern den Beifall des Publikums schätzen, als wenn sie ihn sich gleichsam unter einander selbst garantirt hätten. Warum ist der Kapellmeister seines Orchesters gewisser, als der Direktor seines Schauspiels? Weil dort Jeder sich seines Mißgriffs, der das äußere Ohr beleidigt, schämen muß; aber wie selten habe ich einen Schauspieler verzeihliche und unverzeihliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr so schnöde beleidigt wird, anerkennen und sich ihrer schämen sehen! Ich wünschte nur, daß das Theater so schmal wäre, als der Draht eines Seiltänzers, damit sich kein Ungeschickter hinauf wagte, anstatt daß jetzo ein Jeder sich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren.

9.

Wie man von dem Musikus verlangt, daß er, bis auf einen gewissen Grad, vom Blatte spielen könne, so soll auch jeder Schauspieler, ja jeder wohlerzogene Mensch, sich üben, vom Blatte zu lesen, einem

Drama, einem Gedicht, einer Erzählung sogleich ihren Charakter abzugewinnen, und sie mit Fertigkeit vorzutragen. Alles Memoriren hilft nichts, wenn der Schauspieler nicht vorher in den Geist und Sinn des guten Schriftstellers eingedrungen ist; der Buchstabe kann nichts wirken. Ohne Liebe zur Musik kann ein Schauspieler niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl seiner Kunst gelangen. So wie man viel leichter und anständiger agirt, wenn die Gebehrden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, so muß der Schauspieler sich auch seine prosaische Rolle gleichsam im Sinne komponiren, daß er sie nicht etwa eintönig nach seiner individuellen Art und Weise hinsudele, sondern sie in gehöriger Abwechselung nach Takt und Maß behandle.

10.

Alle Schauspieler sollten schon bei der Probe, stets Stellung und Action, wie man sie bei der Aufführung zu zeigen gedenkt, immerfort mit der Rede verbinden, um alles zusammen durch Gewohnheit mechanisch zu vereinigen. Besondes mit den Händen soll man ja bei der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragischer Schauspieler, der in der Probe Taback schnupft, macht mir immer bange: denn höchst wahrscheinlich wird er an einer solchen Stelle, bei der Aufführung die Priese vermissen. Ja, es sollte Niemand

in Stiefeln probiren, wenn die Rolle in Schuhen zu spielen ist. Nichts aber schmerzt mehr, als wenn die Frauenzimmer, in den Proben, ihre Hände in die Rockfalten verstecken.

11.

Der vornehme Anstand, ist auf der Bühne schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist, und eine lange anhaltende Uebung voraussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Benehmen etwas darstellen, was Würde anzeigt; (leicht fällt man dadurch in ein förmliches stolzes Wesen;) man soll vielmehr nur Alles vermeiden, was unwürdig, was gemein ist; man soll sich nie vergessen, immer auf sich und Andere Acht haben, sich nichts vergeben, Andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen; sich in jedem Momente zu fassen wissen, und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen wie es will. Der edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässigen, der vornehme nie. Dieser ist wie ein sehr wohlgekleideter Mann; er wird sich nirgends anlehnen, und Jedermann wird sich hüten, an ihn zu streichen; er unterscheidet sich vor Andern, und doch darf er nicht allein stehen bleiben; denn, wie in jeder Kunst, also auch in dieser, soll zuletzt das Schwerste mit Leichtigkeit ausge-

führt werden. So soll der Vornehme, ohngeachtet aller Absonderung, immer mit Andern verbunden scheinen, nirgends steif, überall gewandt sein, immer als der Erste erscheinen, und sich doch nie als ein solcher aufdringen. Man sieht also, daß man, um vornehm zu scheinen, wirklich vornehm sein müsse; man sieht, warum Frauen im Durchschnitt sich eher dieses Ansehen geben können, als Männer, warum Hofleute und Soldaten am schnellsten zu diesem Anstande gelangen.

12.

Nicht die Ausführung durch Worte, denn durch diese muß freilich der überlegende Schriftsteller seine Arbeit zieren, sondern die Ausführung durch Gebehrden und Mienen, Ausrufungen und was dazu gehört; kurz das stumme, halblaute Spiel, welches nach und nach bei uns ganz verloren zu gehen scheint, ist die Hauptsache der Schauspielkunst. Es sind wohl Schauspieler in Deutschland, deren Körper das zeigt, was sie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaudern, durch Winke, durch zarte anmuthige Bewegungen des Körpers, eine Rede vorzubereiten, und die Pausen des Gesprächs, durch eine gefällige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wissen; aber eine Uebung, die einem glücklichen Naturell zu Hülfe käme, und es lehrte, mit dem Schriftsteller zu wetteifern, ist nicht so im

Gange, als es zum Troste derer, die das Theater besuchen, wohl zu wünschen wäre.

13.

So leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so gern sie sich Mährchen erzählen lassen, eben so selten ist es, eine Art von productiver Imagination bei ihnen zu finden. Bei den Schauspielern ist dieses sehr auffallend. Jeder ist sehr wohl zufrieden, eine schöne, lobenswürdige, brillante Rolle zu übernehmen; selten aber thut einer mehr, als sich mit Selbstgefälligkeit an die Stelle des Helden setzen, ohne sich im mindesten zu bekümmern, ob ihn auch Jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfassen, was sich der Autor beim Stücke gedacht hat, was man von seiner Individualität hingeben müsse, um einer Rolle genug zu thun, wie man durch eigene Ueberzeugung, man sei ein ganz anderer Mensch, den Zuschauer gleichfalls zur Ueberzeugung hinreiße, wie man durch eine innere Wahrheit der Darstellungskraft, diese Bretter in Tempel, die Pappen in Wälder verwandelt, ist wenigen gegeben. Diese innere Stärke des Geistes; wodurch allein der Zuschauer getäuscht wird, diese erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illusion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff? Dringe man daher ja nicht zu sehr auf Geist

und Empfindung! Das sicherste Mittel ist, wenn wir unsern Freunden mit Gelassenheit zuerst den Sinn des Buchstabens erklären, und ihnen den Verstand eröffnen. Wer Anlage hat, eilt alsdann selbst dem geistreichen und empfindungsvollen Ausdrucke entgegen; und wer sie nicht hat, wird wenigstens niemals ganz falsch spielen und rezitiren. Ich habe aber bei Schauspielern, so wie überhaupt, keine schlimmere Anmaßung gefunden, als wenn Jemand Ansprüche an Geist macht, so lange ihm der Buchstabe noch nicht deutlich und geläufig ist.

14.

Alle Mannspersonen auf der Bühne sollten exerziren lernen. Denn da so viele Militärrollen vorkommen, so siehet nichts betrübter aus, als Menschen, die nicht die mindeste Dressur zeigen, in Hauptmanns- und Majors-Uniform auf dem Theater herum schwanken zu sehen.

15.

Nichts ist lustiger, als wenn Schauspieler vom Studiren sprechen; es kommt mir eben so vor, als wenn die Freimaurer von Arbeiten reden.

16.

Es ist nicht genug, daß der Schauspieler ein Stück nur so obenhin ansehe, dasselbe nach dem ersten

Eindrucke beurtheile, und ohne Prüfung sein Gefallen oder Mißfallen daran zu erkennen gebe. Dies ist dem Zuschauer wohl erlaubt, der gerührt und unterhalten sein, aber eigentlich nicht urtheilen will. Der Schauspieler dagegen soll von dem Stücke und von den Ursachen seines Lobes und Tadels Rechenschaft geben können; und wie will er das, wenn er nicht in den Sinn seines Autors, wenn er nicht in die Absichten desselben einzudringen versteht?

17.

Thäte es nicht Noth, daß ein Schauspiel-Direktor jedem Stadtrathe zu Füßen fiele, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen zwischen der Messe ein Paar Groschen mehr an einem Orte cirkuliren zu lassen! Und wie sehr ist er sonst noch zu bedauern? Ein guter Akteur steigert ihn, die schlechten kann er nicht los werden; und wenn er seine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleich setzen will, so ist es dem Publikum gleich zu viel, das Haus steht leer, und er muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer spielen.

18.

Ist wohl irgend ein Stückchen Brodt kümmerlicher, unsicherer und mühseliger in der Welt, als das der Schauspieler? Beinahe wäre es eben so gut, vor den Thüren

zu betteln. Was hat man von dem Neide seiner Mitgenossen, und der Partheilichkeit des Direktors, von der veränderlichen Laune des Publikums auszustehen! Wahrhaftig, man muß ein Fell haben, wie ein Bär, der in Gesellschaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bei dem Tone eines Dudelsacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

19.

Wenig Deutsche, und vielleicht nur wenige Menschen aller neueren Nationen, haben Gefühl für ein ästhetisches Ganze; sie loben und tadeln nur stellenweise; sie entzücken sich nur stellenweise; und für wen ist das ein größeres Glück als für den Schauspieler, da das Theater immer nur ein gestoppeltes und gestückeltes Wesen bleibt.

20.

So sind die Anfänge aller Schauspielkunst: Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der Gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz Ausgebildeten angenehm.

21.

Man kann die Menschen sehr leicht durch tolle und unschickliche Darstellungen irre machen; aber man lege

ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine interessante Weise vor, so werden sie gewiß danach greifen.

22.

Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben wollen, und nicht die, welche sie haben sollen. Wer das Geld bringt, kann freilich die Waare nach seinem Sinne verlangen. Aber ein großes Publikum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie die Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach, durch das Gute, Gefühl und Geschmack für das Gute bei, und es wird sein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verstand, ja die Vernunft selbst bei dieser Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm schmeicheln, wie einem geliebten Kinde, schmeicheln, um es zu bessern, um es künftig aufzuklären; nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.

23.

Das Publikum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menschen von anerkanntem Verdienste zu verfahren. Es fängt nach und nach an gleichgültig gegen sie zu werden, und begünstigt viel geringere, aber neu erscheinende Talente; es macht an jene übertriebene Forderungen, und läßt sich von diesen Alles gefallen.

24.

Das Theater verwöhnt uns gar zu sehr, die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge, sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Konzerten stört uns immer die Gestalt des Musikus; die wahre Musik ist allein für's Ohr, eine schöne Stimme ist das Allgemeinste, was sich denken läßt, und indem das eingeschränkte Individuum, das sie hervorbringt, sich vor's Auge stellt, zerstört es den reinen Effekt jener Allgemeinheit. Ich will Jeden sehen, mit dem ich reden soll, denn es ist ein einzelner Mensch, dessen Gestalt und Charakter die Rede werth oder unwerth macht; hingegen wer mir singt, soll unsichtbar sein; seine Gestalt soll mich nicht bestechen oder irre machen. Hier spricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geist zum Geiste, nicht eine tausendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menschen.

25.

Dilettanten lieben das Theater zu sehr, um es recht zu kennen; sie kennen es aber genug, um das Gute zu schätzen und das Schlechte zu verbannen. Aber bei ihrer Neigung ist ihnen das Mittelmäßige nicht unerträglich, und der herrliche Genuß, mit dem sie das Gute vor und nach kosten, geht über allen Ausdruck.

Das Mechanische macht ihnen Freude, das Geistige entzückt sie, und ihre Neigung ist oft so groß, das auch eine zerstückelte Probe sie in eine Art von Illusion versetzt. Die Mängel scheinen ihnen jederzeit in die Ferne zu treten, das Gute berührt sie wie ein naher Gegenstand. Ihre liebste Wanderung ist von den Koulissen ins Parterre, vom Parterre in die Koulissen, ihr angenehmster Aufenthalt in der Garderobe, ihre emsigste Beschäftigung an der Stellung, Kleidung, Recitation und Deklamation der Schauspieler etwas zuzustutzen, ihr lebhaftestes Gespräch über den Effekt, den man hervorgebracht hat, und ihre beständigste Bemühung, den Schauspieler aufmerksam, thätig und genau zu erhalten, ihm etwas zu Gute oder zu Liebe zu thun, und, ohne Verschwendung, der Gesellschaft manchen Genuß zu verschaffen.

26.

Sie recitirte Balladen, Erzählungen und was sonst in Deklamatorien vorzukommen pflegt. Dabei hatte sie die unglückliche Gewohnheit angenommen, das was sie vortrug, mit Gesten zu begleiten, wodurch man das, was eigentlich episch und lyrisch ist, auf eine unangenehme Weise mit dem Dramatischen mehr verwirrt als verbindet.

27.

Das Talent wohlgestalteter Personen, malerische Bewegungen und Stellungen nachzuahmen, wirkliche bekannte Gemälde vorzustellen, eine solche Nachbildung, wenn sie auch manche mühsame Anordnung erfordert, bringt dagegen auch einen unglaublichen Reiz hervor. Schnell ward Luciane gewahr, daß sie hier ganz in ihrem Fache sein würde. Ihr schöner Wuchs, ihre volle Gestalt, ihre lichtbraunen Haarflechten, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Gesicht, ihr schlanker Hals, alles war schon wie aufs Gemälde berechnet; und hätte sie nun gar gewußt, daß sie schöner aussah, wenn sie still stand, als wenn sie sich bewegte, indem ihr im letzten Falle manchmal etwas störendes Ungraziöses entschlüpfte, so hätte sie sich mit noch mehrerem Eifer dieser natürlichen Bildnerei ergeben. Man suchte nun Kupferstiche nach berühmten Gemälden; man wählte zuerst den Belisar nach van Dyk. Ein großer und wohlgebauter Mann von gewissen Jahren, sollte den sitzenden blinden General, der Architekt den vor ihm theilnehmend traurig stehenden Krieger nachbilden, dem er wirklich etwas ähnlich sah. Luciane hatte sich, halb bescheiden, das junge Weibchen im Hintergrunde gewählt, das reichliche Almosen aus einem Beutel in die flache Hand zählt, indeß eine Alte, sie abzumahnen und ihr vorzustellen scheint, daß sie zu viel thue. Eine andere ihm wirklich

Almosen reichende Frauensperson war nicht vergessen. — Mit diesen und andern Bildern beschäftigte man sich sehr ernstlich. Der Graf gab dem Architekten über die Art der Einrichtung einige Winke, der sogleich ein Theater dazu aufstellte, und wegen der Beleuchtung die nöthige Sorge trug. Man war schon tief in die Anstalten verwickelt, als man erst bemerkte, daß ein solches Unternehmen einen ansehnlichen Aufwand verlangte, und daß auf dem Lande mitten im Winter gar manches Erforderniß abging. Deshalb ließ, damit ja nichts stocken möge, Luciane beinahe ihre sämmtliche Garderobe zerschneiden, um die verschiedenen Kostüme zu liefern, die jene Künstler willkührlich genug angegeben hatten. Der Abend kam herbei und die Darstellung wurde vor einer großen Gesellschaft und zu allgemeinem Beifall aufgeführt. Eine bedeutende Musik spannte die Erwartung. Jener Belisar eröffnete die Bühne. Die Gestalten waren so passend, die Farben so glücklich ausgetheilt, die Beleuchtung so kunstreich, daß man fürwahr in einer anderen Welt zu sein glaubte; nur daß die Gegenwart des Wirklichen statt des Scheins, eine Art von ängstlicher Empfindung hervorbrachte. Der Vorhang fiel, und ward auf Verlangen mehr als einmal wieder aufgezogen. Ein musikalisches Zwischenspiel unterhielt die Gesellschaft, die man durch ein Bild höherer Art, überraschen wollte. Es war die bekannte Vorstellung von Poussin: „Ahasverus und Esther.“ Diesmal hatte sich Luciane besser

bedacht. Sie entwickelte in der ohnmächtig hingesunkenen Königin alle ihre Reize, und hatte sich kluger Weise zu den umgebenden unterstützenden Mädchen, lauter hübsche wohlgebildete Figuren ausgesucht, worunter sich jedoch keine mit ihr auch nur im mindesten messen konnte. Ottilie blieb von diesem Bilde, wie von den übrigen, ausgeschlossen. Auf den goldenen Thron hatten sie, um den Zevs-gleichen König vorzustellen, den ruhigsten und schönsten Mann der Gesellschaft gewählt, so daß dieses Bild wirklich eine unvergleichliche Vollkommenheit gewann. Als Drittes hatte man die sogenannte väterliche Ermahnung von Terburg gewählt, und wer kennt nicht den herrlichen Kupferstich unseres Wille, von diesem Gemälde. Einen Fuß über den anderen geschlagen, sitzt ein edler ritterlicher Vater, und scheint seiner vor ihm stehenden Tochter ins Gewissen zu reden. Diese, eine herrliche Gestalt, im faltenreichen weißen Atlaskleide, wird zwar nur von hinten gesehen, aber ihr ganzes Wesen scheint anzudeuten, daß sie sich zusammennimmt. Daß jedoch die Ermahnung nicht heftig und beschämend sei, sieht man aus der Miene und Gebehrde des Vaters, und was die Mutter betrifft, so scheint diese eine kleine Verlegenheit zu verbergen, indem sie in ein Glas Wein blickt, das sie eben auszuschlürfen im Begriff ist. Bei dieser Gelegenheit nun sollte Luciane in ihrem höchsten Glanze erscheinen. Ihre Zöpfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken, waren über alle Begriffe schön, und

die Taille, von der bei den modernen, antikisirenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig sichtbar wird, höchst zierlich, schlank und leicht, zeigte sich an ihr in dem älteren Kostüme äußerst vortheilhaft; und der Architekt hatte gesorgt, die reichen Falten des weißen Atlasses mit der künstlichen Natur zu legen, so daß ganz ohne Frage diese lebendige Nachbildung weit über jenes Originalbildniß hinausreichte, und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunsch, einem so schönen Wesen, das man genugsam von der Rückseite gesehen, auch ins Angesicht zu schauen, nahm dergestalt überhand, daß ein lustiger, ungeduldiger Vogel die Worte, die man zuweilen an das Ende einer Seite zu schreiben pflegt: tournez s'il vous plait, laut ausrief, und eine allgemeine Beistimmung erregte. Die Darstellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut, und hatten den Sinn dieser Kunststücke zu gut gefaßt, als daß sie dem allgemeinen Rufe hätten nachgeben sollen. Die beschämt scheinende Tochter blieb ruhig stehen, ohne den Zuschauern den Ausdruck ihres Angesichts zu gönnen; der Vater blieb in seiner ermahnenden Stellung sitzen, und die Mutter brachte Nase und Augen nicht aus dem durchsichtigen Glase, worin sich, ob sie gleich zu trinken schien, der Wein nicht verminderte. — Was sollen wir noch viel von kleinen Nachstücken sagen, wozu man niederländische Wirthshaus- und Jahrmarkts-Scenen gewählt hatte.

28.

Das Schauspiel setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel, voraus. — Wer sollte sich leicht entschließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerze, ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl, in der Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich, und konnten sie mit unserm ernsten Zweck nicht vereinen. Die Schauspielkunst bedient sich der übrigen Künste, aber verdirbt sie. Ich verdenke dem Schauspieler nicht, wenn er sich zu dem Maler gesellt; der Maler jedoch ist in solcher Gesellschaft verloren. Gewissenlos wird der Schauspieler, was ihm Kunst und Leben darbietet, zu seinen flüchtigen Zwecken verbrauchen, und mit nicht geringem Gewinn; der Maler hingegen, der vom Theater auch wieder seinen Vortheil ziehen möchte, wird sich immer im Nachtheil finden, und der Musikus in gleichem Falle sein. Die sämmtlichen Künste kommen mir vor, wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirthschaft geneigt wären, eins aber leicht gesinnt, Hab und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu verzehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Falle; es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch Handwerk, noch als Liebhaberei, verläugnen kann.

29.

Ich wünschte sehr der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt.
Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und Jedermann erwartet sich ein Fest.
Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen,
Gelassen da und möchten gern erstaunen,
Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt;
Doch so verlegen bin ich nie gewesen;
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's? Daß alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sei.
Denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt.
Und mit gewaltig wiederholten Wehen,
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, schon vor Vieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht,
Und, wie in Hungersnoth um Brodt an Beckerthüren,
Um ein Billett sich fast die Hälse bricht!
Dies Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur.

30.

Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale,
Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt ihr armen Thoren viel,
Zu solchem Zweck, die holden Musen?
Ich sag' euch, gebt nur mehr, und immer, immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren,
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer. — —

31.

Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn.
Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
So, daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seid ein vielgeliebter Mann;
Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus,
Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht,
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht,
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

32.

Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.
Drum seid nur brav und zeigt euch musterhaft,
Laßt Phantasie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit, hören.

33.

Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen
Probirt ein jeder, was er mag;
Drum schonet mir Prospecte nicht und nicht Maschinen.
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Thier' und Vögeln fehl' es nicht,
So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt, mit bedächt'ger Schnelle,
Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle.

34.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte;
Gesetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch, und soll ihn haben.

35.

Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren. —
„Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag."

36.

Man sagt: es könne den Charakter verderben,
Wenn man Verstellung als Handwerk treibt,
In fremde Seelen spricht und schreibt,
Und wenn man das sehr oft gethan,
Nehme man auch fremde Gemüthsart an.
Doch ach! wir scheinen oft zu scherzen,
Und haben viel Kummer unterm Herzen;
Verschenken tausend Stück Pistolen,
Und haben nicht die Schuh' zu besohlen,
Unsre Helden sind gewöhnlich schüchtern,
Auch spielen wir unsre Trunkene nüchtern.
So macht man Schelm und Bösewicht,
Und hat davon keine Ader nicht.
Der Rollen muß man sich nicht schämen,
Warum will man's uns übel nehmen?
Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein Jeder doch behutsam auf,
Weiß sich in Zeit und Ort zu schicken,
Bald sich zu heben und bald zu drücken,
Und so sich Manches zu erwerben,
Indeß wir andre fast Hunger sterben.

37.

Wenn wir heut' Abend auf allen Vieren
Das liebe Publikum amüsiren.

Ich hoff' es soll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, so geht's vom Magen.

38.

Sie schweigen! Wahrhaftig sie schluchzen, sie trocknen sich die Augen! Sie sind doch noch zu rühren! So ein Publikum möcht' ich küssen.

39.

Mir ist's, als wär' ich in der Deutschen Komödie, es will gar kein Ende nehmen.

40.

Ihr seid ein Deutscher, und auf dem Deutschen Theater geht Alles an. — „Das Publikum dauert mich nur; es weiß kein Mensch woran er ist." — Das geschieht ihnen oft.

41.

Wer preis't genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elast'sche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen schlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben saß,

So treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's, der Held und Schäfer leicht erschuf.
Was alles zarte, schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend, ausgeführt:
Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja, selbst ein Ungeheuer erschreckt' ihn nicht.
Wie die Natur manch' widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und streitend Körper schafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß,
Des Dichters Welt entstand auf sein Geheiß;
Und, so verdient, gewährt die Muse nur
Den Namen ihm — Direktor der Natur.

42.

Das Mannigfalt'ge vorzutragen ist des Bühnenkünstlers Pflicht,
Damit ein Jeder finden möge, was behagt,
Was einfach, rein natürlich und gefällig wirkt,
Was allgemein zu jedem frohen Herzen spricht,
Doch auch das Possenhafte werde nicht verschmäht;
Der Haufe fordert, was der ernste Mann verzeiht.
Und diesem zu genügen sind wir auch bedacht;
Denn Manches, was zu stiller Ueberlegung Euch,
Zu tiefrem Antheil rührend anlockt, bringen wir,

Entsprossen vaterländ'schem Boden, fremdem auch:
Anmuthig Großes, dann das große Schreckliche.
So schaffet Mannichfaltigkeit die höchste Lust,
Beschäftigt leicht den Geist und Sinn Gebildeter,
Und bildet Jeden, den zum Urtheil sie erregt.

43.

Und so gesinnt, besuchet dieses Haus,
Und sehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenschaften zu.

44.

Was Deutschland Neues giebt, Ihr sollt es sehen,
Das Gute wiederholt, das Fremde soll
Nicht ausgeschlossen sein. Wir geben Euch
Von jeder Art; denn keine sei verschmäht.
Nur Eine meiden wir, wenn's möglich ist:
Die Art, die Langeweile macht! — So kommt! —

45.

Man strebet fast
Viel stärker zu gefallen, wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt,
Und endlich denkt, man müsse nur gefallen.
Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was Ihr bisher so gütig uns gegönnt,

Aufmerksamkeit; dann Euern Beifall öfter,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
Denn wenn Ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste
Was uns begegnen kann.

46.

Belehrung kann uns hier *) nicht fehlen,
Hier, wo sich früh, vor mancher deutschen Stadt,
Geist und Geschmack entfaltete, die Bühne
Zu ordnen und zu regeln sich begann.
Wer nennt nicht still bei sich die edlen Namen,
Die schön und gut aufs Vaterland gewirkt,
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beispiel?
Auch Jene sind noch unvergessen, die
Von dieser Bühne schon seit längrer Zeit,
Natur und Kunst verbindend, herrlich wirkten.
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?
Von der ich schweige, daß die Wahrheit nicht
Im Schein der Heuchelei verhüllt, sich berge;
Doch darf ich sagen: tiefer, zarter Sinn,
Das Alte, Mittlere, das Neu'ste fassend,
Dringt er nicht hier in mancher Blüthe vor?
Und theilet nicht der Bühne schön Bemühn,
Der Künstler mit dem Freund der Kunst so gern?

*) In Weimar.

47.

Begrüßt sei diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mitgehört.

48.

Und bietet aller Bildung nicht die Schauspiel-
kunst,
Mit hundert Armen, ein phantast'scher Riesengott,
Unendlich mannigfalt'ge, reiche Mittel dar?

49.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so Manchen productiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menschen nach dem Glück, sich selbst von dem Theater herunter wieder zu hören, und es ist Niemanden zu verargen, wenn man zu dieser innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile eines schnellen, all-

gemeinen, günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet. Ist diese Begierde fürs Theater zu arbeiten, schon bei dem stillen, mehr in sich gekehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurf rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genöthigt sein muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen, an derselben Stelle genannt zu werden.

50.

Es gehört nichts weniger aufs Theater, als Litteratur und ihre Verhältnisse. Alles, was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Moliere, wie Palissot, und nach ihm Andere, gethan haben. Er läuft glücklich, wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt.

51.

Ueber das Deutsche Theater.

Zu einer Zeit, wo das Deutsche Theater, als eine der schönsten Nationalthätigkeiten, aus trauriger Beschränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, beeifern sich wohldenkende Direktoren, nicht allein einer einzelnen Anstalt im Stillen ernstlich vorzustehen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen in's Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Direktion und Publikum werden sich immer mehr unter einander verständigen, und im Genuß des Augenblicks nicht vergessen, was die Vorfahren geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine National-Bühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren, und so des Verfassers Muth belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorsatz Schillers, und was daraus erfolget.

Als der verewigte Schiller, durch die Gnade des Hofes, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde, bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen, und der Eingezogenheit zu entsagen, der er sich bisher ausschließlich gewid-

met hatte; da war ihm besonders die Weimarische Bühne vor Augen, und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten. Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter. Sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen; seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit, führten ihn in's Weite und Breite, und so leidenschaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch, bei längerer Erfahrung, seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten. In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannigfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drei Theile zu theilen, wie es darauf erschien, und selbst nachher, ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engeren wirken möchten; da denn die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen, und öfter, das Lager und die Piccolominis nicht überall und seltener gegeben wurden. Don Karlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält, mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Ent-

werfen seiner Pläne unbegränzt zu Werke ging, bei einer späteren Redaktion seiner Arbeiten zum theatralischen Zwecke, durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr, in einem gewissen Zeitraume, vorübergehen. Alles andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können. Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Produktionen genialer, jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen? Er pflog hierüber mit sich selbst, in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heiteren Abenden mit Freunden, einen liberalen und umständlichen Rath. Hätte jene Berathungen ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel produktiver Kritik besitzen. Um desto angenehmer wird Einsichtigen die Selbstunterhaltung Schillers über den projektirten und angefangenen Demetrius entgegen kommen, welches schöne Dokument prüfenden Erschaffens, uns, im Gefolge seiner Werke, aufbewahrt ist. Jene oben benannten drei Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige, sich zu innig

mit Gehalt und Form verwachsen befand, und man sie daher, auf gut Glück, der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltsamen Geiste entsprungen waren, überliefern mußte. Schiller hatte nicht lange, in so reifen Jahren, einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, in's Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eignen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne, und so entwarf er einen Plan, wie dem Deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke, sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinne und Geiste der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde, planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet, und ein Deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den, oft leichten, Erzeugnissen des Tages einen festen alterthümlichen Grund, ohne große Anstrengung, unterlegen zu können. Damit nun aber das Deutsche Theater

auf ächt Deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst Hermanns Schlacht, von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen, und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Kritik, auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte, bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten. Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl, als Minna von Barnhelm, in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaktion, wobei er die Kunstfreunde gern mitwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig, und wird sich lang erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das Deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungs-Gefühl, der Nation heilig und werth bleiben. Die Gegenwart des vortrefflichen Iff-

land (1796) gab Gelegenheit zur Abkürzung Egmonts, wie das Stück noch bei uns an einigen Orten gegeben wird. Daß hier Schiller bei seiner Redaktion grausam verfahren, davon überzeugt man sich schon bei Vergleichung der Scenen-Folge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Regentin z. E., vermißt unser Publikum ungern, und doch ist in Schillers Arbeit eine solche Konsequenz, daß man nicht gewagt hat, sie wieder einzulegen, weil andre Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden. Eben dieses gilt von der Stella, welche Schillern gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders, wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehen schien. Denn wie in einem Stücke zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfundenes ausgesprochen werden. Und so ließ sich Schiller durch manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806, zum erstenmal gegeben, und sodann wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unseren Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders, wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei, und sich da-

her vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb deshalb jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältniß ins Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung, und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig ist das Stück ganz vollkommen besetzt, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und erhielt daher das Letztemal ungetheilten Beifall. Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Komponist hat, der alle seine Wünsche und Absichten mit tausend Worten und Zeichen in die Partitur einschließen, und sie jedem Kunstausübenden verständlich machen kann, so wird man dem dramatischen Dichter auch verzeihen, wenn er das, was er zum Gelingen seiner Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Direktionen und Regieen an's Herz zu legen trachtet.

Die Laune des Verliebten ward im März 1805 auf's Theater gebracht, eben als diese kleine Produktion 40 Jahre alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück geborgen, und wird gern gesehen. Eine unserer heiteren und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters, und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern gesehen. Hier

mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Direktionen Vortheil bringen wird. Untersucht man genau, warum gewisse Stücke, denen einiges Verdienst nicht abzusprechen ist, entweder gar nicht auf's Theater kommen, oder, wenn sie eine Zeitlang guten Eindruck daranf gemacht, nach und nach verschwinden; so findet sich, daß die Ursache weder am Stücke, noch am Publikum liege, sondern, daß die erforderliche Persönlichkeit des Schauspielers abgeht. Es ist daher sehr wohlgethan, wenn man Stücke nicht ganz bei Seite legt, oder sie aus dem Repertorium wegstreicht. Man behalte sie beständig im Auge, sollte man sie auch Jahrelang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß sie wieder vollkommen zu besetzen sind, so wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen. So würde z. E. das Deutsche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur, wie die berühmte Seiler, mit einem ächten, unserer Zeit gemäß ausgebildetem Talente erschiene; geschwind würden Medea, Semiramis, Kleopatra, Agrippina und andere Heldinnen, die man sich kolossal denken mag, aus dem Grabe auferstehen; andere Rollen daneben würden umgeschaffen werden. Man denke sich eine solche Figur als Orsina, und Emilie Galotti ist ein ganz anderes Stück; der Prinz ist entschuldigt, so bald man anerkennt, daß ihm eine solche gewaltsame herrische Figur zur Last fallen müsse. Wir wenden uns nun zu den Mitschuldigen.

Daß dieses Stück einiges theatralisches Verdienst habe, läßt sich auch daraus abnehmen, daß es, zu einer Zeit, wo es den Deutschen Schauspielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erschienen, in Prosa übersetzt, auf's Theater gebracht worden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandtheil, das Sylbenmaß und der Reim, abging. Nunmehr aber, da Beides den Schauspielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Versuch wagen. Man nahm dem Stücke einige Härten, erneuerte das Veraltete, und so erhält es sich noch immer bei vortheilhafter Besetzung. Es kam zugleich mit der Laune des Verliebten im März 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorstellungen beiräthig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahres mit dem Räthsel auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sämmtlich einander halten und tragen. Man versäume ja nicht auf dem Deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aussieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton neben einander zu stellen, um wenigstens den verschiedenen Abtheilungen dramatischer Erzeugnisse eine gewisse Breite zu geben. Iphigenia kam nicht ohne Abkürzung schon 1802 auf die Weimarische Bühne. Tasso, nach langer, stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich, durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schau=

spielerinnen. Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum Erstenmale auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit, und wußte, durch seine kühnen Entschließungen, dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern, und war mit Rath und That vom ersten Anfang bis zur Vorstellung einwirkend.

Die Maximen der früheren Redaktionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenenveränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen, und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theater-Gestalt. Warum es aber auch in dieser Form sich auf der Deutschen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man sich in der Folge zu verständigen suchen; so wie man nicht abgeneigt ist, von der Aufnahme der Theaterstücke mehrerer Deutschen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne Rechenschaft zu geben. Sollten jedoch diese Aeußerungen eine günstige Aufnahme finden, so ist man willens, zuerst über die Einführung ausländischer Stücke, wie sie auf dem Weimarischen Theater stattgefunden, sich zu erklären. Dergleichen sind griechische und gräcisirende, französische, englische, italienische und spanische Stücke; ferner Terenzische und Plautinische Komödien, wobei man Masken angewendet. Am Nöthigsten wäre

vielleicht, sich über Shakspeare zu erklären, und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das Deutsche Theater bringen müsse. Diese falsche Maxime hat die älteren Schröder'schen Bearbeitungen verdrängt, und neue zu gedeihen verhindert. Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig, ausgesprochen werden, daß in diesem Falle, wie in so manchem anderen, der Leser sich vom Zuschauer und Zuhörer trennen müsse; jeder hat seine Rechte, und keiner darf sie dem andern verkümmern.

52.

Das Glück der Deutschen Bühne beruhte in früherer Zeit mehr auf der Persönlichkeit der Schauspieler, als auf dem Werthe der Stücke. Dies war besonders bei halb oder ganz extemporirten Stücken der Fall, wo Alles auf den Humor und das Talent der komischen Schauspieler ankam. Der Stoff solcher Stücke muß aus dem gemeinsten Leben genommen sein, den Sitten des Volkes gemäß, vor welchem man spielt. Aus dieser unmittelbaren Anwendbarkeit entspringt der große Beifall, dessen sie sich jeder Zeit zu erfreuen haben. Diese waren immer im südlichen Deuschland zu Hause, wo man sie bis auf den heutigen Tag liebbehält, und nur von Zeit zu Zeit dem Charakter der possenhaften

Masken einige Veränderung zu geben, durch den Personenwechsel genöthigt ist. Doch nahm das Deutsche Theater, dem ernsten Charekter der Nation gemäß, sehr bald eine Wendung nach dem Sittlichen, welche durch eine äußere Veranlassung noch mehr beschleunigt ward. Unter den strengen Christen entstand nemlich die Frage, ob das Theater zu den sündlichen und auf alle Fälle zu vermeidenden Dingen gehöre, oder zu den gleichgültigen, welche dem Guten gut, und nur dem Bösen bös werden könnten. Strenge Eiferer vermeinten das Letztere, und hielten fest darüber, daß kein Geistlicher je ins Theater gehen solle. Nun konnte die Gegenrede nicht mit Nachdruck geführt werden, als wenn man das Theater nicht allein für unschädlich, sondern sogar für nützlich angab. Um nützlich zu sein, mußte es sittlich sein, und dazu bildete es sich im nördlichen Deutschland um so mehr aus, als durch einen gewissen Halbgeschmack, die lustige Person vertrieben ward, und obgleich geistreiche Köpfe für sie einsprachen, dennoch weichen mußte, da sie sich bereits von der Derbheit des Deutschen Hanswursts gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der Italienischen und Französischen Harlekine gewendet hatte. Selbst Scapin und Crispin verschwanden nach und nach; den letztern habe ich zum Letztenmale von Koch, in seinem hohen Alter spielen sehen. Schon die Richardsonschen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerksam gemacht. Die strengen und unaus-

bleiblichen Folgen eines weiblichen Fehltritts, waren in der Klarisse auf eine grausame Weise zergliedert. Lessings Miß Sara Sampson behandelte dasselbe Thema. Nun ließ der Kaufmann von London einen verführten Jüngling in der schrecklichsten Lage sehen. Die französischen Dramen hatten denselben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittelung am Ende zu gefallen. Diderot's Hausvater, der ehrliche Verbrecher, der Essighändler, der Philosoph, ohne es zu wissen, Eugenie und mehr dergleichen Werke, waren dem ehrbaren Bürger- und Familiensinne gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bei uns gingen der dankbare Sohn, der Deserteur aus Kindesliebe und ihre Sippschaft, denselben Weg. Der Minister, Clementine und die übrigen Gehler'schen Stücke, der Deutsche Hausvater von Gemmingen, alle brachten den Werth des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anschauung, und entzückten das große Publikum. Eckhoff durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstand eine gewisse Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, hob die ernsten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit, ihm, als einem rechtlichem Manne, vollkommen gelang. Indem nun das Deutsche Theater sich völlig zur Verweichlichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf, und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburgs mit England veranlaßt, englische Lust=

spiele. Er konnte dabei den Stoff derselben nur im Allgemeinsten brauchen; denn die Originale sind meistens formlos, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt ins Weite. Es scheint ihren Verfassern nur darum zu thun, die wunderlichsten Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunstwerk gewöhnt ist, sieht sich zuletzt ungern ins Grenzenlose getrieben. Ueberdies geht ein wildes und unsittliches, gemein-wüstes Wesen, bis zum Unerträglichen, so entschieden durch, daß es schwer sein möchte, dem Plan und den Charakteren alle ihre Unarten zu benehmen. Sie sind eine derbe und dabei gefährliche Speise, die blos einer großen und halbverdorbenen Volksklasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen sein mag. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan, als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus verändert, dem Deutschen Sinne angeähnlicht, und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht. In diesen Darstellungen, welche sich gleichfalls auf dem Theater verbreiteten, lag also ein heimliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit, und die Wirkung beider Arten gegen einander hinderte glücklicher Weise die Eintönigkeit, in die man sonst verfallen wäre. Der Deutsche, gut und großmüthig von Natur, will Niemand gemißhandelt wissen. Weil aber kein Mensch, wenn

er auch noch so gut denkt, sicher ist, daß man ihm nicht etwas gegen seine Neigung unterschiebe, auch das Lustspiel überhaupt immer etwas Schadenfreude bei dem Zuschauer voraussetzt, oder erweckt, wenn es behagen soll; so gerieth man, auf einem natürlichen Wege zu einem bisher unnatürlich gehaltenen Benehmen: dieses war, die höheren Stände herabzusetzen, und sie mehr oder weniger anzutasten. Die prosaische und poetische Satyre hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Rabener enthielt sich nach jener Seite hin, alles Spottes, und blieb in einem niederen Kreise. Zachariä beschäftigt sich viel mit Landedelleuten, stellt ihre Liebhabereien und Eigenheiten komisch dar, aber ohne Mißachtung. Thümmels Wilhelmine, eine kleine geistreiche Komposition, so angenehm als kühn, erwarb sich großen Beifall, vielleicht auch mit deswegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigne Klasse nicht eben schonend behandelte. Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten dem aufgeregten Zeitsinne vollkommen zu, und Menschen von weniger Geist und Talent glaubten das Gleiche, ja noch mehr thun zu dürfen; wie denn Großmann in sechs unappetitlichen Schüsseln alle Leckerspeisen seiner Pöbelküche dem schadenfrohen Publikum auftischte. Ein redlicher Mann, Hofrath Reinhard,

machte bei dieser unerfreulichen Tafel den Haushofmeister, zu Trost und Erbauung sämmtlicher Gäste. Von dieser Zeit an wählte man die theatralischen Bösewichter immer aus den höheren Ständen; doch mußte die Person Kammerjunker, oder wenigstens Geheimsekretär sein, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkohr man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Civil-Etats im Adreßkalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch die Justiziarien, als Bösewichter der ersten Instanz, ihren Platz fanden.

53.

Das Weimarische Theater bestand seit dem Mai 1791. Es hatte sowohl den Sommer genannten Jahres, als auch den des laufenden, in Lauchstädt zugebracht, und sich durch Wiederholung damals gangbarer, meist bedeutender Stücke, schon ziemlich gut zusammengespielt. Ein Rest der Belluomo'schen Gesellschaft, also schon an einander gewöhnte Personen, gab den Grund. Andere, theils schon brauchbare, theils vielversprechende Glieder, füllten schicklich und gemächlich die entstandene Lücke.

Man kann sagen, daß es damals noch ein Schauspielerhandwerk gab, wodurch befähigt sich Glieder entfernter Theater gar bald in Einklang setzten, beson-

ders, wenn man so glücklich war, für die Recitationen Niederdeutsche, für den Gesang Oberdeutsche herbeizuziehen; und so konnte das Publikum für den Anfang gar wohl zufrieden sein. Da ich Theil an der Direktion genommen; so war es mir eine unterhaltende Beschäftigung, gelind zu versuchen, auf welchem Wege das Unternehmen weiter geführt werden könnte. Ich sah gar bald, daß eine gewisse Technik aus Nachahmung, Gleichstellung mit andern, und Routine hervorgehen konnte, allein es fehlte durchaus an dem, was ich Grammatik nennen dürfte, die doch erst zum Grunde liegen muß, ehe man zu Rhetorik und Poesie gelangen kann. Da ich auf diesen Gegenstand zurück zu kehren gedenke, und ihn vorläufig nicht gern zerstückeln möchte, so sage ich nur so viel: daß ich eben jene Technik, welche sich alles aus Ueberlieferung aneignet, zu studiren und auf ihre Elemente zurück zu führen suchte, und das, was mir klar geworden, in einzelnen Fällen, ohne auf ein Allgemeines hinzuweisen, beobachten ließ. Was mir bei diesem Unternehmen aber besonders zu Statten kam, war der damals überhand nehmende Natur- und Conversationston, der zwar höchst lobenswerth und erfreulich ist, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt, nicht aber, wenn ein jeder glaubt, nur sein eigenes nacktes Wesen bringen zu dürfen, um etwas Beifallswürdiges darzubieten. Ich aber benutzte diesen Trieb zu meinen Zwecken, indem ich gar wohl

zufrieden sein konnte, wenn das angeborne Naturell sich mit Freiheit hervorthat, um sich nach und nach, durch gewisse Regeln und Anordnungen, einer höheren Bildung entgegen führen zu lassen. Doch darf ich hievon nicht weiter sprechen, weil, was gethan und geleistet worden, sich erst nach und nach aus sich selbst entwickelte, und also historisch dargestellt werden müßte. Umstände jedoch die für das neue Theater in Weimar sich höchst günstig hervorthaten, muß ich kürzlich anführen. Iffland und Kotzebue blühten in ihrer besten Zeit; ihre Stücke, natürlich und faßlich, die einen gegen ein bürgerlich-rechtliches Behagen, die anderen gegen eine lockere Sittenfreiheit hingewendet. Beide Gesinnungen waren dem Tage gemäß und erhielten freudige Theilnahme; mehrere noch als Manuscript ergötzten durch den lebendigen Duft des Augenblicks, den sie mit sich brachten. Schröder, Babo, Ziegler, glücklich energische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag; Bretzner und Jünger, ebenfalls gleichzeitig, gaben anspruchslos einer bequemen Fröhlichkeit Raum. Hagemann und Hagemeister, Talente, die sich auf die Länge nicht halten konnten, arbeiteten gleichfalls für den Tag, und waren, wo nicht bewundert, doch als neu, geschaut und willkommen. Diese lebendige sich im Zirkel herumtreibende Masse, suchte man mit Shakspeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben; man verließ die bisherige Art, um Neues zum nächsten Verlust einzustudiren, man war

sorgfältig in der Wahl, und bereitete schon ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat. Aber auch dem Manne, der uns diese Anstalt gründen half, müssen wir eine dankbare Erinnerung nicht schuldig bleiben. Es war F. J. Fischer, ein Schauspieler in Jahren, der sein Handwerk verstand, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden, sich mit einem beschränkten Rollenfache begnügend. Er brachte mehrere Schauspieler von Prag mit, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die Einheimischen gut zu behandeln, wodurch ein innerer Friede sich über das Ganze verbreitete. Was die Oper anlangt, so kamen uns die Dittersdorfischen Arbeiten auf das Beste zu Statten. Er hatte mit glücklichem Naturell und Humor für ein Fürstliches Privattheater gearbeitet, wodurch seinen Productionen eine gewisse leichte Behaglichkeit zu Theil ward, die auch uns zu Gute kam, weil wir unser neues Theater als eine Liebhaber-Bühne zu betrachten, die Klugheit hatten. Auf den Text, im rhythmischen und prosaischen Sinne, wendete man viel Mühe, um ihm den Obersächsischen Geschmack mehr anzueignen; und so gewann diese leichte Waare Beifall und Abgang. Die aus Italien wiedergekehrten Freunde bemüheten sich, die leichten italienischen Opern jener Zeit, von Paisiello, Cimarosa, Guglielmi und Anderen, herüber zu führen, wo denn zuletzt auch Mozarts Geist einzuwirken anfing. Denke man sich, daß von diesem allen wenig bekannt, gar

nicht abgebraucht war, so wird man gestehen, daß die Anfänge des Weimarischen Theaters, mit den jugendlichen Zeiten des Deutschen Theaters überhaupt, oder zugleich, eintraten, und Vortheile genossen, die offenbar zu einer natürlichen Entwickelung aus sich selbst den reinsten Anlaß geben mußten.

54.

Von meinen Studien bildender Kunst, fühlte ich mich denn doch immer gedrungen, wieder zum Theater zurück zu kehren, und über mein eigenes Verhältniß zu demselben, einige Betrachtungen anzustellen, welches ich erst zu vermeiden wünschte. Man sollte denken, es sei die beste Gelegenheit gewesen, für das neue Theater und zugleich für das Deutsche überhaupt, als Schriftsteller auch etwas von meiner Seite zu leisten; denn genau besehen, lag zwischen den oben genannten Autoren und ihren Productionen noch mancher Raum, der gar wohl hätte ausgefüllt werden können; es gab zu natürlich einfacher Behandlung noch vielfältigen Stoff, den man nur hätte aufgreifen dürfen. Um aber ganz deutlich zu werden, gedenke ich meiner ersten dramatischen Arbeiten, welche, der Weltgeschichte angehörig, zu sehr ins Breite gingen, um Bühnenhaft zu sein; meine letzten, dem tiefsten inneren Sinn gewidmet,

fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzugroßer Gebundenheit wenig Eingang. Indessen hatte ich mir eine gewisse mittlere Technik eingeübt, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können, allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste um dramatisch behandelt zu werden.

55.

In allen wichtigen politischen Fällen sind immer diejenigen Zuschauer am besten daran, welche Parthei nehmen; was ihnen wahrhaft günstig ist, ergreifen sie mit Freuden, das Ungünstige ignoriren sie, lehnen es ab, oder legen es wohl gar zu ihrem Vortheil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unpartheiisch sein und bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfenden Theile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen. Und mit welchem Cyklus von Tragödien sahen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht!

56.

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elende das neckische Gelübde gethan: man

solle, wenn ich uns erlöset, und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünschte; ferner wollte ich mich über Mißbehagen und Langeweile im Deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne, unter Dach zu sein, was auch auf der Bühne vorgehe. Und so gelobte ich noch ein Drittes, das mir aber entfallen ist.

57.

Nur in der frühesten Zeit that das antike Theater seine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt ist. Denn eigentlich ist so ein Amphitheater recht gemacht, dem Volke mit sich selbst zu imponiren, wie das Volk mit sich selbst zum Besten zu haben.

58.

Wenn man in Rom gern studiren mag, so will man in Neapel nur leben; man vergißt sich und die Welt und für mich ist es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen. Der Ritter Hamilton, der noch immer als Englischer Gesandter hier lebt, hat nun, nach so langer Kunstliebhaberei, nach so langem Naturstudium, den Gipfel aller Natur- und

Kunstfreude in einem schönen Mädchen gefunden. Er hat sie bei sich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie ist sehr schön und wohlgebauet. Er hat ihr ein griechisches Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet, dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein Paar Shawls, und macht eine Abwechslung von Stellungen, Gebehrden, Mienen ꝛc., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man schaut, was so viele tausend Künstler gerne geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschender Abwechslung. Stehend, knieend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich ꝛc., eins folgt auf das andere und aus dem andern. Sie weiß zu jedem Ausdrucke die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln, und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu, und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstande ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schöne Profile der Sicilianischen Münzen, ja den Belveder'schen Apoll selbst. So viel ist gewiß, der Spaß ist einzig! Wir haben ihn schon zwei Abende genossen. Heute früh malt sie Tischbein.

Auffallend war mir ein aufrechtstehender, an der Vorderseite offener, inwendig schwarzangestrichener Kasten, von dem prächtigsten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug, um eine stehende menschliche Figur aufzunehmen, und dem gemäß erfuhren wir auch die

Absicht. Der Kunst- und Mädchenfreund, nicht zufrieden das schöne Gebild als bewegliche Statue zu sehen, wollte sich auch an ihr als einem bunten, unnachahmbaren Gemälde ergötzen, und so hatte sie manchmal innerhalb dieses goldenen Rahmens, auf schwarzem Grunde vielfarbig gekleidet, die antiken Gemälde von Pompeji und selbst neuerer Meisterwerke, nachgeahmt. Diese Epoche schien vorüber zu sein, auch war der Apparat schwer zu transportiren und in's rechte Licht zu setzen; uns konnte also ein solches Schauspiel nicht zu Theil werden.

Anmerk. d. H. Vergl. mit dieser Notiz über die Lady Hamilton, das in Nro. 27. über Tableaux vivans Gesagte.

59.

Nun endlich kann ich denn auch sagen, daß ich eine Italienische Komödie gesehen habe! Sie spielten heute auf dem Theater St. Lucas, le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu übersetzen wäre: Die Rauf- und Schreihändel von Chiozza. Die Handelnden sind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schwestern und Töchter. Das gewöhnliche Geschrei dieser Leute im Guten und Bösen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles ist gar brav nachgeahmt. Das Stück ist noch von Goldoni, und da ich erst gestern in jener

Gegend war, und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute, noch im Auge und Ohre wiederschien und wiederklang; so machte es mir gar große Freude, und ob ich gleich manchen einzelnen Bezug nicht verstand, so konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks ist folgender: die Einwohnerinnen von Chiozza sitzen auf der Rhede, vor ihren Häusern, spinnen, stricken, nähen, klippeln, wie gewöhnlich; ein junger Mensch geht vorüber, und grüßt eine freundlicher als die Uebrigen, sogleich fängt das Sticheln an, dies hält nicht Maaße, es schärft und wächst bis zum Hohne, steigert sich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere, eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus, und nun ist Schelten, Schimpfen, Schreien, auf einmal losgebunden; es fehlt nicht an entschiedenen Beleidigungen, so daß die Gerichtspersonen sich einzumischen genöthigt sind. — Im zweiten Akte, befindet man sich in der Gerichtsstube; der Aktuarius, an der Stelle des abwesenden Podesta, der, als Nobile, nicht auf dem Theater hätte erscheinen dürfen, der Aktuarius also, läßt die Frauen einzeln vorfordern, dieses wird dadurch bedenklich, daß er selbst in die erste Liebhaberin verliebt ist, und, sehr glücklich sie allein zu sprechen, anstatt sie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine andere, die in den Aktuarius verliebt ist, stürzt eifersüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der ersten gleichfalls, die Uebrigen folgen, neue Vorwürfe häufen sich, und nun ist der Teufel in der

Gerichtsstube los, wie vorher auf dem Hafenplatze. — Im dritten Akte steigert sich der Scherz, und das Ganze endet mit einer eiligen, nothdürftigen Auflösung. Der glücklichste Gedanke jedoch ist in einem Charakter ausgedrückt, der sich folgendermaßen darstellt. Ein alter Schiffer, dessen Gliedmaßen, besonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte harte Lebensart, stockend geworden, tritt auf, als Gegensatz des beweglichen, schwätzenden, schreiseligen Volkes, er nimmt immer erst einen Anlauf, durch Bewegung der Lippen Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich, was er gedacht, herausstößt. Weil ihm dieses aber nur in kurzen Sätzen gelingt, so hat er sich einen lakonischen Ernst angewöhnt, dergestalt, daß alles, was er sagt, sprüchwörtlich oder sentenzios klingt, wodurch denn das übrige wilde, leidenschaftliche Handeln gar schön ins Gleichgewicht gesetzt wird. Aber auch so eine Lust habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, sich uud die Seinigen so natürlich vorstellen zu sehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch gestehen, daß die Schauspieler es vortrefflich machten. Sie hatten sich, nach Anlage der Charaktere, in die verschiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volke gewöhnlich vorkommen. Die erste Aktrice war allerliebst, viel besser, als neulich in Heldentracht und Leidenschaft. Die Frauen überhaupt, besonders aber diese, ahmten Stimme, Gebehrden und Wesen

des Volkes aufs anmuthigste nach. Großes Lob verdient der Verfasser, der ans Nichts den angenehmsten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar seinem eignen lebenslustigen Volke. Es ist durchaus mit einer geübten Hand geschrieben. Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerstreut ist, habe ich die Smeraldina gesehen, eine kleine, dicke Figur, voller Leben, Gewandtheit und guten Humors. Mit ihr sah ich den Brighella, einen hageren, wohlgebaueten, besonders in Mienen- und Händespiel, trefflichen Schauspieler. Diese Masken, die wir fast nur als Mumien kennen, da sie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl, als Geschöpfe dieser Leidenschaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und Stände, haben sich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man felbst den größten Theil des Jahres mit der Maske herumläuft, so findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch schwarze Gesichter erscheinen.

60.

Die Italienische Tragödie hat mich manches gelehrt. Erstlich habe ich gehört, wie die Italiener ihre einsylbigen Jamben behandeln und deklamiren, dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragischen Figuren verbunden hat. Das ist das eigentliche Schauspiel für

dieses Volk, denn es will auf eine krudele Weise gerührt sein, es nimmt keinen innigen, zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freuet sie nur, wenn der Held gut spricht, denn auf's Reden halten sie viel, sodann aber wollen sie lachen oder etwas Albernes vernehmen. Ihr Antheil am Schauspiel ist nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann seinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieser seine eigne gegenüberstehende Gemahlin umbringen sollte, fing das Volk laut an, sein Mißvergnügen über diese Zumuthung zu beweisen, und es fehlte nicht viel, so wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte sollte sein Schwert zurücknehmen, wodurch denn freilich die folgenden Situationen des Stückes wären aufgehoben worden. Endlich entschloß sich der bedrängte Sohn, trat in's Proscenium und bat demüthig: sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen. Künstlerisch genommen aber, war diese Situation nach den Umständen albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um sein Gefühl. Jetzt verstehe ich besser die langen Reden und das viele hin und her Dissertiren im griechischen Trauerspiele. Die Athenienser hörten noch lieber reden, und verstanden sich noch besser darauf als die Italiener; vor den Gerichtsstellen, wo sie den ganzen Tag lagen, lernten sie schon etwas.

61.

Wunsch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine Geist- und Sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude und Spener'schen Berliner Nachrichten anhaltend gelesen, und besonders auf die Notizen und Urtheile das Theater betreffend, ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehreren Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterscheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt, und, wie er von sich selbst sagt: „aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet, und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduziren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können." Und wirklich, er ist zu beneiden, daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schauend, das Maaß der Annäherung an die Rolle, der Entfernung von der Rolle, so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher frischer und unbefangener Theilnahme, das Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vortheil jede wahre reine Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen gelangt, daß das Gergangene so gut, wie das Begen-

wärtige Treffliche, vor ihr neben einander steht und dadurch ein sinnlich geistiger Genuß dem Einsichtigen entspringt, welchen auch mangelhafte mißglückte Versuche nicht zu verkümmern Gewalt haben. Zwei Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir fanden immer höchst interessant die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen; man bewundert die Kunst zu beschleunigen und zu verspäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redacteur ausübt, nach dem Interesse der Parthei, der er zugethan ist. Eine solche Sammlung kommt uns diesmal nun im ästhetischen Sinne zu Statten, indem wir, bei früher eintretendem Abend, von jenem Termin an, bis auf den letzten Tag, den Theater-Artikel wieder durchlaufen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir sehr gerne, nach einem gefertigten Auszug, das Ganze wieder theilweise vornehmen, die Konsequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derselben, bei wieder abnehmenden Tagen, studiren, und uns besonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung ist vergeblich, diesen Vorsatz durchführen zu wollen; wir müssen immer wieder zu einer Englischen Druckschrift flüchten. Wir sprechen deshalb einen längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse vorzüglicher Männer, möchten mit frischen Lettern, auf weiß Papier stattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengedruckt werden, damit der Kunstfreund möglich finde,

sie bequem und behaglich der Reihe nach, und auch wohl wiederholt, in mannigfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns diese Gunst gewährt, so sind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem so löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter wahrer Genuß an den Productionen eines höchst gebildeten Verstandes, einer unbestechlichen Gerechtigkeit mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu schätzen wußte und weiß, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln versteht. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweiten Gastrollen der Madame Neumann; sie thun sich so zierlich und liebenswürdig hervor, als die Schauspielerin selbst. Oft spiegeln sich auch alt und neue Zeit gegen einander, z.B. Emilia Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt. Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in diesen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erst lasen wir den Aufsatz eines Mannes, der gegen das neuere Bestreben, den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünstig gestimmt ist; jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauspieler seinem Naturell sich völlig überlassend, ohne besonderes Nachdenken, durch Uebung in der Kunst sich weiter zu

fördern trachtete. Hierauf im Gegensatz finden wir den Bericht des würdigen Jenisch, vom Jahre 1802, woraus hervorgehet, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beschaffen gewesen, und wie der sogenannte Conversations-Ton zuletzt in ein unverständiges Mummeln und Lispeln ausgelaufen, so, daß man von den Worten des Drama's nichts mehr verstehen können, und sich mit einem nackten Gebehrdenspiel begnügen müssen. Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt sich der neuen Schule kräftig an, und zeigt: wie auf dem Wege, welchen Wolf's, Devrient's, Stich's wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen sei, und wie ein herrliches Naturell keinesweges verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Mensch nicht Alles aus sich selbst nehmen könne, daß er auch lernen und als Künstler den Begriff von der Kunst sich erwerben müsse. Möchten diese und tausend andere frommen Worte, Kennern und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taschenbuch, zu willkommenster Gabe vorgelegt werden! — In dem vierzigsten Stücke und folgenden der Haude und Spener'schen Berliner Nachrichten, finden wir unseren Theaterfreund und Sinnesgenossen sehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geistreiches Urtheil, abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren, und ein billiger Raum seinen gehaltvollen Worten gegönnt sein. Uebrigens wird er sich keinesweges irre machen lassen: denn wer mit Liebe treulich einem

Gegenstande funfzig Jahre anhängt, der hat das Recht, zu reden, und wenn gar Niemand seiner Meinung wäre. Noch Eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert: wie über das Theater, auch über das Publikum seine Meinung zu sagen; ich kann ihm hiezu nur unter gewissen Bedingungen rathen. Das lebende Publikum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken soll; er mag noch so wunderliche Wege gehen, so kommt er doch endlich wieder in's Bette. Indessen gedenke ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn sie dem Einsichtigen zusagen, und ihn zu gewissen Mittheilungen bewegen, von dem besten Erfolg für uns und Andere sein werden.

Anmerk. d. H. Hieher gehören auch noch die Bemerkungen über das Französische Theater, die schon im 5ten Bd. S. 191 u. ff. mitgetheilt worden sind. Einen ausführlichen Aufsatz über das Weimar'sche Hoftheater von Göthe, enthält das Weimar'sche Modejournal vom Jahr 1802.

Vierter Abschnitt.

Ueber die Tonkunst.

1.

Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Wort ist dein.
Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf Weiß, ein Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern
Und ein Herz zerreißen kann.

2.

Das Instrument sollte nur die Stimme begleiten; denn Melodieen, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn, scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu sein, die in der Luft vor unseren Augen herum schweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen möchten; da sich der Gesang dagegen, wie ein Genius gen Himmel hebt, und das bessere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt.

3.

Es ist bekannt, daß in Venedig die Gondoliere große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen und solche auf ihre eigne Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig seltener geworden zu sein; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen. Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ohngefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beigedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung, und ist eine Art von Mittel zwischen dem Canto fermo und dem Canto figurato; jenem nähert sie sich durch recitativische Deklamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Sylbe aufgehalten und verziert wird.

4.

Mit einem ähnlichen Gesange, der aber in keinem Sinne gefällig oder reizend ist, pflegt der Pöbel von Rom sich zu unterhalten, und beleidigt jedes Ohr außer sein eigenes. Es ist gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Deklamation, wie man will. Keine melodische Bewegung zeichnet ihn aus, die Intervalle der Töne lassen sich durch unsere Art, die Noten

zu schreiben, nicht ausdrücken, und diese seltsamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, bezeichnen eigentlich diese Gesangweise. Eben so ist Ton und Manier der Singenden, oder vielmehr Schreienden, so vollkommen überein, daß man durch alle Straßen von Rom immer denselben tollen Menschen zu hören glaubt. Gewöhnlich hört man sie nur in der Dämmerung, oder zur Nachtzeit; so bald sie sich frei und losgebunden fühlen, geht dieses Geschrei los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tage die Fenster aufmacht, ein Fuhrmann, der mit seinem Karren zum Thore herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Hause heraustritt, bricht unmittelbar in das unbändige Geschrei aus. Sie heißen diese Art zu singen Ritornelli, und legen dieser Unmelodie alle Worte unter, die ihnen einfallen, weil sich jede Art von Phrasen und Perioden, sie seien metrisch oder prosaisch, leicht damit begleiten läßt. Selten sind die Worte verständlich, und ich erinnere mich nur einigemale einen solchen Sänger verstanden zu haben. Es schien mir sein Lied, rohe, obgleich nicht ganz unwitzige, Invectiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

5.

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido (der langen Inselreihe, welche das Adriatische Meer von den Lagunen scheidet), besonders die von den äußersten Ort=

schaften Malamocca und Palästrina, gleichfalls den Tasso auf ähnliche Melodieen wie in Venedig sängen. Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer zu fischen auf das Meer gefahren sind, sich Abends an das Ufer zu setzen und die Gesänge anzustimmen, und so lange damit heftig fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen. Wie viel schöner und noch eigenthümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang als der Ruf eines Einsamen, in der Ferne und Weite, daß ihn ein Anderer und Gleichgestimmter höre, und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glücke der Befriedigung nahe ist. Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Thränen kaum enthalten.

6.

Der poetischen Rhythmik stellt der Tonkünstler Takteintheilung und Taktbewegung entgegen. Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik über die Poesie; denn wenn diese, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer so rein als möglich im Sinne hat, so sind für den Musiker wenig Sylben entschieden lang oder kurz; nach Belieben zerstört dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmikers, ja, verwandelt

sogar Prosa in Gesang, wo denn die wunderbarsten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet sich gar bald vernichtet fühlte, wenn er nicht, von seiner Seite durch lyrische Zartheit und Kühnheit dem Musiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in sanftester Folge, bald durch die rascheſten Uebergänge, hervor zu rufen wüßte.

7.

Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne, einer durch Kunst erfundenen, oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne, und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Malerei, der Redekunst, der Sculptur und Poesie wohl anpassen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen; was ist das Muster des Musikers oder des Gesanges? Es ist die Deklamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist, es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muß die Deklamation wie eine Linie ansehen, und den Gesang wie eine andere Linie, die sich um die erste herschlängelt. Je mehr diese Deklamation, Muster des Gesangs, stark und wahr ist, an je mehr Punkten der Gesang, der sich ihr gleich stellt, sie durchschneidet, desto schöner wird er sein.

8.

Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

9.

Wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es in der Musik vortrefflich sein wird? Zehntausend gegen Eins, es wird nur ein elender Saitenkratzer werden. Ja es wäre vielleicht eher ein Kind zu finden, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violinspieler!

10.

Die Franzosen scheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andere Nationen, an hergebrachten Formen zu zu hangen, und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden sind. Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art, das Publikum zu unterhalten sich daneben stellte. Indessen die

große französische Oper mit einem ungeheuern Apparate, ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiener die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen, fast ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodischen Gesang, heitern und bequemen Vortrag, eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande seien. Diese eigentlichen Intermezzisten machten, unter dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufsehen, und erregten Partheien für und wider sich. — Duni, der sich in Italien an der Buona figliola schon geübt hatte, schrieb für Paris den Peintre amourenx de son modéle, und später das Milchmädchen, das auch auf dem Deutschen Theater die komische Oper beinahe zuerst einführte. Jene ersten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit, als Diderot den Rameau'schen Dialog schrieb. Er hatte sich, nebst seinen Freunden, schon früher zur Parthei der heiteren Productionen geschlagen, und so weissagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

11.

Ueber Lulli,

geb. zu Florenz 1633, gest. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perspectiv-Malerei und Maschinerie

sich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Musik aber noch weit zurück stand. An einem solchen Ursprung hatte diese Schauspielart immer gelitten, und leidet noch daran. Was aus dem Prunke entstanden ist, kann nicht zur Kunst zurück kehren, was sich vom Scheine herschreibt, kann keine höheren Forderungen befriedigen. In der Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts kam die italienische Oper nach Frankreich; französische Dichter und Komponisten machten bald darauf den Versuch, sie zu nationalisiren, welcher mit abwechselndem Glücke eine Zeitlang fortgesetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der französischen Oper, die unter dem Namen Academie royale de musique 1669 errichtet wurde, an sich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte, und ihr erst ihre eigentliche Konsistenz gab. Von diesem Zeitpunkte, fing die französische Musik an, durch mannigfaltige Verschiedenheiten, sowohl in der poetischen Einrichtung der Dramen und der musikalischen Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, der Arien, Chöre, des mehr singenden, oder eigentlich psalmodischen Recitativs, der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigern Modulationen, der Liebe zu den weicheren Tonarten, als auch in Absicht vieler Fehler der Exekution, sich zu trennen, und zu einer Nationalmusik zu werden. Die auf Lulli folgenden Komponisten nahmen ihn ganz zu ihrem Muster, und so konnte es geschehen, daß seine Musik eine Art Epoche von so langer

Dauer in den Annalen der französischen Kunstgeschichte bildete. An dem schönen Talente Quinault's fand Lulli eine große Unterstützung. Er war für diese Dichtungsart geboren, deklamirte selbst vortrefflich und arbeitete so dem Komponisten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten beide zusammen, und starben nicht lange nach einander, und man kann wohl den Succeß der französischen Oper, und die lange dauernde Gunst für dieselbe, der Vereinigung zweier so glücklichen Talente zuschreiben.

12.

Ein großer Theil des Diderot'schen Gesprächs mit Rameau, handelt von Musik, und es ist nöthig, hier einiges Allgemeine über diese Kunst zu sagen, damit jeder Lesende in den Stand gesetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen. Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, entweder, daß man sie als eine selbstständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiener zu thun pflegt, oder, daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt, und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird. Nur durch diese Betrachtung,

als durch einen doppelten Ariadnischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neueren Musik, und aus dem Gewirr partheiischer Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt, und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder aus einander gegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramifikationen über die Erde verbreiteten. Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern, mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiener wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen, er wird sich an dem Zusammenklange, an der Bewegung, als solchen, ergötzen, er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehen, und das, was dieser an gehaltenen, oder schnell auf einander folgenden Tönen, und deren mannigfaltigstem Vortrag, leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben, und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurfe nicht entgehen, seinem Texte, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keinesweges genug gethan zu haben. Die andere Parthei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft,

welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern, hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonieen, unterbrochene Melodieen, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge, sucht man auf, um den Schrei des Entzükkens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Komponisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurfe des beleidigten Ohrs, in so fern es für sich genießen will, ohne an seinem Genusse Kopf und Herz Theil nehmen zu lassen, schwerlich entgehen. Vielleicht läßt sich kein Komponist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten, der besten Meister finde und nothwendig finden müsse. Uebrigens, was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streite der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unseren Tagen den lieblichen Paisiello durch einen ausdrucksvollen Komponisten verdrängt gesehen, eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird. Wie die Italiener mit dem Gesange, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeitlang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches, und übte sie, fast ohne weiteren Bezug auf Gemüthskräfte, lebhaft aus, da sie denn bei einer, dem

Deutschen wohl gemäßen, tieferen Behandlung der Harmonie, zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist. Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann, einiges Licht über genannten Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem sich Diderot befindet, einsehen läßt. In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die sämmtlichen Künste in Frankreich auf eine sonderbare, ja für uns fast unglaubliche Weise manierirt, und von aller eigentlichen Kunstwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abentheuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, affektirte Deklamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses ging so weit, daß der außerordentliche Voltaire, bei Vorlesung seiner eigenen Stücke, in einen ausdruckslosen, eintönigen, gleichfalls psalmodirenden Bombast verfiel, und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde. Eben so verhielt sich's mit der Malerei. Durchaus war das Frazzenhafte eines gewissen Herkömmlichen so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden, trefflichen Geistern der damaligen Zeit, höchst auffallend und unerträglich scheinen mußte. Sie fielen daher sämmtlich darauf, das was sie Natur nann-

ten, der Kultur und der Kunst entgegen zu setzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann, dargethan. (Siehe die Propyläen.) Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Kompositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Parthei, und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wohl mehr, weil dieses Neue Bewegliche jenes alte verhaßte starre Zimmerwerk zu zerstören, und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten französische Komponisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise, melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit, zu Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

13.

Ueber Rameau,

geb. zu Dijon 1683, gest. zu Paris 1764.

Nachstehendes Urtheil Rousseau's über die Rameau'schen Verdienste, trifft mit Diderot's Aeußerun-

gen genau zusammen, und ist geschickt, unsern Lesern die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern. „Die theoretischen Werke Rameau's, haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ohne daß man sie gelesen hatte, und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Alembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keinesweges vermissen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Prinzip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Verdienst, einen Grundsatz, wäre er auch willkührlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Komposition, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameau's Entdekkung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältigt. Man sah von allen Seiten kleine, zweitägige Komponisten, die meisten ohne Talente, welche nun, auf Unkosten ihres Meisters, die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen reellen und gründlichen Dienste, welche Herr Rameau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich sich von schlechter Musik

und schlechten Musikern überschwemmt sah, weil jeder schon glaubte, alle Feinheiten der Kunst einzusehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonieen erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt hatte. Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die gemeinen Bretter erhoben. Er hat kühn den kleinen Zirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich, seit dem Tode des großen Lulli, immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht sein wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt, seine Nachfolger pflücken die Rosen. Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte komponirt zu haben: denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte; so müßte man zeigen, daß er sich in dem Falle befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter ist der Vorwurf, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt, oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle gesetzt, daß er vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins

Licht gestellt hätte. Gewiß steht er, von Seiten des Geistes und der Einsicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm, von Seiten des Ausdrucks, fast vorzuziehen ist. Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent anerkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkungen hervorbringen; man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit, neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ein Genie erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang. Sein Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannigfaltiger, als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dies eben so sehr der Fehler der Gattung, als der seinige. Denn sehr oft, weil er sich der Deklamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schafheerde zu bringen; so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können. Er ist der erste, der Symphonieen und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fal-

lenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts, beisammen zu sein, stark oder leise zu spielen und dem Akteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unsers Opernorchesters. Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sei, wie es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen so konfus, so überladen, so häufig, daß einem der Kopf springen möchte, bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente, während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will, und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört zu kratzen. Ein anderer, noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem

bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche, um sie zu zerstören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Instrumente über einander gehäuft, etwas lobenswürdiges seien, so muß man mir erst beweisen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegenfugen, sind nur ungestaltete Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Klöster verweisen soll, dort mag ihre letzte Zuflucht sein. Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich, Niemand hat besser, als er, den Geist des Einzelnen gefaßt, Niemand hat besser die Kunst der Kontraste verstanden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen."

14.

Ueber das Werk von Friedrich Rochlitz: Für Freunde der Tonkunst. Erster Band. Leipzig, 1824.

Wohlwollende Leser geben mir schon lange zu, daß ich, anstatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß aus-

spreche, den sie auf mich haben mochten. Und im Grund ist dies doch das Urtheil aller Lesenden, wenn sie auch ihre Meinung und Gesinnung dem Publikum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indessen der Jüngere, Wißbedürftige, daran seine Kenntnisse mit Erbauung vermehrt; der Eine wird gerührt, wo der Andere kalt bleibt, deshalb ist die Aufnahme eines Werkes so sehr verschieden. Bei dem obgenanten hatte ich mich besonders zu erfreuen, und zwar will ich zuförderst der gemüthlich ausführlichen Darstellung des Messias von Händel gedenken; sie erregte in mir die unwiderstehliche Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, so viel abermals zu vernehmen, daß die alten halb verklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich nochmals erneuerten. Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Musikdirektors, durch Theilnahme von Tonkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung, man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'scher Geistesgewalt durchdrungen zu sein. Die Biographien Hiller's und der Schmähling-Mara thaten mir sehr wohl, und veranlaßten nachstehende Betrachtung. Unbekannt mit der nächsten Umgebung lebt die Jugend immerfort, entweder zu sehr mit sich selbst beschäftigt,

oder mit Gedanken und Bestrebungen, in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf. Diesmal ward ich denn in jene Tage versetzt, wo ich in Leipzig, in studentischem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen tastete. Auch ich habe den guten Hiller besucht, und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als andere zu befreunden. Auch jene Demoiselle Schmähling habe ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrene Knaben höchst vollendete Sängerin. Die Arien Sul terren piagata a morte &c. und par che di giubilo &c., aus Hassens Helena auf dem Kalvariberge, weiß ich mir noch im Geiste hervorzurufen. Indem ich mich nun mit diesem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufsätzen unterhalte, scheint mir der Mann zur Seite zu stehen, den ich schon so lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange sich heiter und froh, wie ich mich zu dem seinigen gefügt. Von der ersten Zeit an, erscheint er als rein wohlwollender Beobachter, und eben diesen Charakter gewinnen seine Vorträge; er schreitet ruhig, getrost in der Literatur seiner Tage daher, erwirbt die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks, sagt nur, was sich

aussprechen läßt, und spricht es gut aus; zu seinem größten Vortheile aber begleitet ihn überall eine eingeborne Harmonie, ein musikalisches Talent entwickelt sich aus seinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt, so, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellungen von musikalischen Erfahrungen und Gesetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern, denn seine Wirkungen sind schon in die Masse der Nation übergegangen, woran er sich denn in einem höheren Alter uneigennützig mit allgemeiner Beistimmung vergnügen kann. Seine heiteren Productionen, die man als Blüthen einer wirklichen Welt ansehen darf, sind von Jedermann gekannt, und werden auch in einer neuen koncentrirten Ausgabe, die unter dem Titel: Auswahl aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften, Leipzig, 1821 und ff., erschien, seinen Freunden abermals in die Hände gegeben, und jüngeren Lesern als liebenswürdige neue Gabe geboten. Hier enthalte ich mich nun nicht, einer der wundersamsten Productionen zu gedenken, die sich vielleicht je, man darf wohl sagen, ereignet haben. Es ist das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfassers, als Schriftstellers und Tonkünstlers, vereint hervortreten, und zugleich sein rein ruhiger, zusammengenommener Charakter sich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturme, aufmerkend geschäftig, obgleich beängstigt, sich löblich hervorthut.

Das Bedüfniß unseres Freundes, Ereignisse zu beobachten, seine Gedanken durch Schrift, seine Empfindungen musikalisch auszudrücken, wird uns dadurch erhalten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte, Desultorische der überdrängtesten Augenblicke, — von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überlegender Momente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum Pult, um Gedanken und Anschauungen zu fixiren, — ist einzig; mir ist wenigstens nichts Aehnliches bekannt. Diese bewußte Bewußtlosigkeit, dieses unvorsetzliche Betragen, diese bedrängte Thätigkeit, diese nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beschäftigungen, gefundene Selbsthülfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genusse erhaschte Wiederherstellung schon genügt, um größeren Leiden mit unverlorener Selbstständigkeit wieder entgegen gehen zu können, — alles dieses ist ein Dokument für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzig's und der Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutschen nach langem Druck sich endlich wieder aufrichtete. Auch mir besonders war dieses Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denselben Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängstlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geschäften nachging, oder vielmehr im Theatergeschäft den Epilog zu Essex schrieb, in welchem die merkwürdigen prophetischen Worte vorkommen:

Der Mensch erfährt, er sei auch wer mag,
Ein letztes Glück, und einen letzten Tag!

15.

Ueber Joh. Fr. Reichardt's Lieder-Kompositionen.

Dies ist Musik für's Denken! So lang' man sie hört bleibt man eiskalt.
Vier, fünf Stunden darauf, macht sie erst rechten Effekt.
Frostig und herzlos ist der Gesang, doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand, höflich, zu fühlen ersucht.
Dichter, bitte die Musen, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein Leichtestes zieht nieder der schwere Gesang!

16.

Ueber die neue Liedersammlung von Karl Friedrich Zelter.

In dieser Sammlung sind beinahe ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musikalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeigen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehreren Jahren einander kein Räthsel sind;

daher es denn dem Komponisten natürlich ward, sich mit dem Dichter zu identificiren, so, daß dieser sein Inneres aufgefrischt und belebt, seine Intentionen ganz aufs Neue wieder hervorgebracht fühlen mag, und dabei erwarten darf, daß diese Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wohlwollenden noch lange wiederzutöuen geeignet sind.

17.

Musikalisches Gespräch.

Um Gotteswillen, wer wird den Takt treten? Merkt doch auf den Ausdruck!

„Der Takt ist das Einzige, was ich von der Musik höre; da fährt's einem so recht in die Beine."

Fünfter Abschnitt.

Ueber die bildende Kunst.

---

1) Allgemeines.

1.

Künstlers Abendlied.

Ach, daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

2.

Daß ich mich vollende!
Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl' und Leben,
In die Fingerspitzen hervor,
Daß ich mit Göttersinn
Und Menschenhand
Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib'
Ich animalisch kann und muß.

3.

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,

Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

4.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! Ueber dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

5.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gewohnheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer; nach dem Gedanken handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, der Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltener geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge, wandeln wir gerne

auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden. Der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur thun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebacknes Brodt, schmackhaft und sättigend für Einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen, und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer blos mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die besten. Des ächten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister.

6.

Gönne man auch dem Genius, der die Kunstwerke hervorgebracht hat, einige Aufmerksamkeit! Gute Gemüther sehen so gerne den Finger Gottes in der

Natur; warum sollte man nicht auch der Hand seines Nachahmers einige Betrachtung schenken? Eigentlich kann nur die Geschichte der Kunst allein uns den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunstwerks geben, denn man muß erst die beschwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Mensch sich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen, um zu begreifen, wie es möglich sei, daß das Genie auf dem Gipfel, bei dessen bloßem Anblick uns schwindelt, sich frei und fröhlich bewege.

7.

Liebhaber und Künstler bilden sich wechselsweise; der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm ohngefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menschen glauben, die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich eben so von selbst aus, wie die Zunge und der Gaum, man urtheile über ein Kunstwerk, wie über eine Speise. Sie begreifen nicht, was für einer andern Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben. Das Schwerste finde ich, ist die Art von Absonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will. Deswegen finden wir so viel einseitige Kulturen, wovon doch jede sich anmaßt, über das Ganze abzusprechen.

Bayerische Staatsbibliothek München

8.

Der Italiener hat ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunst als andere Nationen; Jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künstler, Meister und Professor heißen, und bekennt wenigstens durch diese Titelsucht, daß es nicht genug sei, nur etwas durch Ueberlieferung zu erhaschen, oder durch Uebung irgend eine Gewandtheit zu erlangen; er gesteht, daß Jeder vielmehr über das, was er thut, auch fähig sein solle, zu denken, Grundsätze aufzustellen, und die Ursachen, warum dieses oder jenes zu thun sei, sich selbst und Andern deutlich zu machen.

9.

Das Publikum ist groß, wahrer Verstand und wahres Gefühl sind nicht so selten, als man glaubt; nur muß der Künstler niemals einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen; denn eben der unbedingte ist am wenigsten werth, und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Im Leben, wie in der Kunst, muß man mit sich zu Rathe gehen, wenn man etwas thun und hervorbringen soll; wenn es aber gethan und vollendet ist, so darf man mit Aufmerksamkeit nur Viele hören, und man kann sich mit einiger Uebung aus diesen vielen Stimmen gar bald ein ganzes

Bayerische Staatsbibliothek München

Urtheil zusammen setzen; denn Diejenigen, die uns diese Mühe ersparen könnten, halten sich meist stille genug.

10.

Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunstwerke in der neueren Zeit so selten seien, läßt sich nicht leicht denken und übersehen, was die Umstände für den Künstler thun müssen, und dann sind bei dem größten Genie, bei dem entschiedensten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an sich selbst zu machen hat, unsäglich der Fleiß, der zu seiner Ausbildung nöthig ist. Wenn nun die Umstände wenig für ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt sehr leicht zu befriedigen ist, und selbst nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt; so wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmäßigen festhielten; es wäre seltsam, wenn er nicht lieber für Modewaaren Geld und Lob eintauschen, als den rechten Weg wählen sollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kümmerlichen Märtyrerthum führt. Deswegen bieten die Künstler unserer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; Alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Gallerie verweilen, und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge

zieht, welche gepriesen, und welche vernachlässigt werden; so hat man wenig Lust an der Gegenwart, und für die Zukunft wenig Hoffnung.

11.

Man soll sich vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pfuscherei gewendet hat, schmerzlich bedauern.

12.

Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und Alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn Wenige stellen's dar, und Viele bedürfen's.

13.

Der Musikus muß immer in sich selbst gekehrt sein, sein Innerstes ausbilden, um es nach Außen zu wenden. Dem Sinne des Auges darf er nicht schmeicheln. Das Auge bevortheilt sehr leicht das Ohr, und

lockt den Geist von Innen nach Außen. Umgekehrt muß der bildende Künstler in der Außenwelt leben und sein Inneres gleichsam unbewußt an und in dem Auswendigen manifestiren. Bildende Künstler müssen wohnen wie Könige und Götter; wie wollten sie denn sonst für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müssen sich zuletzt dergestalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken sich veredelt fühle.

Ein bildender Künstler bedarf keines Festes, ihm ist das ganze Jahr ein Fest.

14.

Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen;
Verziertes aber spricht der Menge zu. —

15.

Die bildende Kunst übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe zu wetteifern, sie hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen, aber sie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt; sie fixirt die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Gesetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft. Die Natur scheint um ihrer selbst

willen zu wirken, der Künstler wirkt als Mensch, um des Menschen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll alles den Seinen faßlich und angenehm, alles aufreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geist nährend, bildend und erhebend sein, und so giebt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück. Soll dieses aber geschehen, so muß das Genie, der berufene Künstler, nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichthum sind, weil er dadurch sowohl den großen Reichthum der Natur als den Reichthum seines Gemüths beherrschen und brauchen lernt.

16.

Ob wir die Gesetze der organisirenden Natur kennen oder nicht, ob wir sie besser kennen, als vor dreißig Jahren, da unser Gegner (Diderot) schrieb, ob wir sie künftig besser kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimnisse dringen können? Darnach hat der bildende Künstler kaum zu fragen. Seine Kraft besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Theile,

im Gefühl, daß eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig sei, und besonders in dem Gefühl, was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig sei; damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige versäume. Ein solcher Künstler, eine Nation, ein Jahrhundert solcher Künstler, bilden durch Beispiel und Lehre, nachdem die Kunst sich lange empirisch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunst. Aus ihrem Geiste und ihrer Hand entstehen Proportionen, Formen, Gestalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; sie konveniren nicht über dies und jenes, das aber anders sein könnte, sie reden nicht mit einander ab, etwas Ungeschicktes für das Rechte gelten zu lassen, sondern sie bilden zuletzt die Regeln aus sich selbst, nach Kunstgesetzen, die eben so wahr in der Natur des bildenden Genies liegen, als die große allgemeine Natur die organischen Gesetze ewig thätig bewahrt. Es ist hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde? unter welcher Nation? zu welcher Zeit? man diese Regeln entdeckt und befolgt habe. Es ist die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umständen davon abgewichen sei? ob man hie und da etwas Konventionelles dem Gesetzmäßigen substituirt habe? Ja es ist nicht einmal die Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden sind? Sondern man muß kühn behaupten, daß sie gefunden werden müssen, und daß, wenn wir sie dem Genie nicht vor-

schreiben können, wir sie von dem Genie zu empfangen haben, das sich selbst in seiner höchsten Ausbildung fühlt, und seinen Wirkungskreis nicht verkennt.

17.

Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und wir würden, im strengsten Sinne, die Epoche noch viel enger als Diderot begränzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wohl sagen: es ist nur ein Augenblick! Die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit, und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist, wirklich aufzustellen. So wie die Kunst Zentauren erschafft, so kann sie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen, ja es ist ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachsenen Kindern, ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste gebildet. Ja in der weisen Vereinigung dieser Widersprüche, ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten. Hier sind wir also mit Diderot völlig einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen Formen, ist allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich nur bescheiden regen darf.

18.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine selbsthervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in ihren Armen erweichen läßt. Das giebt wohl ein lüsternes Geschichtchen, das sich ganz artig anhört; aber für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Mährchen. Die Tradition sagt: daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werke ist ganz anderer Art; sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig eine Gestalt hervorzubringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätzt zu werden.

19.

Der Künstler muß den Kreis seiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur sich ein Reich bilden; er hört aber auf ein Künstler zu sein, wenn er mit in die Natur verfließen, sich in ihr auflösen will.

20.

Niemand wird läugnen, daß Funktionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit zu diesem oder jenem Zwecke, ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beschäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Lastträger machen. Die Natur muß das ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen soll.

21.

Von dem Modelle gilt im Allgemeinen, was von dem Muskelkörper zu sagen ist. Das Studium des Modells und die Nachbildung desselben, ist theils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht überspringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen sollte, theils ist es eine Beihülfe bei Ausführung seiner Werke, die er, selbst als vollendeter Künstler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell ist für den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er sich nicht muß einschränken lassen, sondern den er zu verarbeiten trachten muß.

22.

Der Künstler soll nicht so wahr, so gewissenhaft gegen die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst sein. Durch die treueste Nachahmung der Natur entsteht

noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen sein, und es kann noch immer Lob verdienen.

23.

Von Halbkennern sollte eigentlich gar die Rede nicht sein! Ja, wenn man es streng nimmt, giebt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunstwerke angezogen, oder abgestoßen wird, macht auf Kennerschaft keinen Anspruch, der ächte Liebhaber wächst täglich und erhält sich immerfort bildsam. Es giebt halbe Töne, aber auch diese sind harmonisch im Ganzen; der Halbkenner ist eine falsche Saite, die nie einen richtigen Ton angiebt, und gerade beharrt er auf diesem falschen Tone, da selbst ächte Meister und Kenner sich nie für vollendet halten.

24.

Zugegeben, aber nicht eingestanden, daß das Schöne charakteristisch sein müsse, so folgt doch nur daraus, daß das Charakteristische dem Schönen allenfalls zu Grunde liege, keineswegs aber, daß es Eins mit dem Charakteristischen sei. Der Charakter verhält sich zum Schönen, wie das Skelet zum lebendigen Menschen. Niemand wird läugnen, daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organisirten Gestalt liege, er begründet, er bestimmt die Gestalt, er ist aber nicht die

Gestalt selbst, und noch weniger bewirkt er die letzte Erscheinung, die wir, als Inbegriff und Hülle eines organischen Ganzen, Schönheit nennen. Auf Gleichnisse kann ich mich nicht einlassen. Die Schönheit ist etwas Unbegreifliches; oder die Wirkung von etwas Unbegreiflichen sei. Was man nicht begreifen kann, das ist nicht, was man mit Worten nicht klar machen kann, das ist Unsinn.

25.

Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes, und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreueten Gegenstände in eins gefaßt, und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt sein, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete, auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk, wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Ueberirdische der kleinen Kunstwelt, er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt,

daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kuustwerke wohnen, es wiederholt anschauen, und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

26.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, sich doch so ungern entschließt, über eine Materie, die uns geläufig ist, eine zusammenhängende Abhandlung zu schreiben? Eine Vorlesung zu entwerfen? Man hat Alles wohl überlegt, den Stoff sich vergegenwärtigt, ihn so gut man nur konnte geordnet, man hat sich aus allen Zerstreuungen zurückgezogen. Man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man, anzufangen. In demselbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns gestört, und von unserm Gegenstande hinweggeführt; aber, unvermuthet lenkt sich das Gespräch auf denselben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Gesinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unserer Ueberzeugung aus das wir besser zu übersehen glauben, oder erhöhet unsere eigene Vorstellung, unser eigenes Gefühl, durch tiefere Einsicht, durch Leidenschaft für die Sache. Schnell sind alle Stockungen gehoben, wir lassen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwiedern. Bald gehen die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen sie sich, das Gespräch schwankt so lange hin und her, kehrt so lange

in sich selbst zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet ist. Man scheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man sich für diesmal nichts weiter zu sagen habe. Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorlesung nicht gefördert. Die Stimmung ist erschöpft, man wünscht, daß ein Geschwindschreiber das vorüberrauschende Gespräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert sich mit Vergnügen der sonderbaren Wendungen des Dialogs, wie, durch Widerspruch und Einstimmung, durch Zweiseitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege, so wie durch Umwege, das Ganze zuletzt umschrieben und beschränkt worden, und jeder einseitige Vortrag, er sei noch so vollständig, noch so methodisch gefaßt, kommt uns traurig und steif vor. Daher mag es kommen! Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! Und so ist auch meine Uebersetzung von Diderot's Versuch über die Malerei mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entstanden.

27.

Die Natur macht nichts inkonsequentes, jede Gestalt, sie sei schön oder häßlich, hat ihre Ursache, von der sie bestimmt wird, und unter allen organischen Naturen, die wir kennen, ist keine, die nicht wäre, wie sie sein kann.

28.

Di Natur organisirt ein lebendiges, gleichgültiges Wesen, der Künstler ein todtes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künstler ein scheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effekt, Wirkung auf das Gemüth selbst hinbringen, im Kunstwerke will und muß er das alles schon finden. Eine vollkommne Nachahmung der Natur, ist in keinem Sinne möglich, der Künstler ist nur zur Darstellung der Oberfläche einer Erscheinung berufen. Das Aeußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, daß zu allen unsern geistigen und sinnlichen Kräften spricht, unser Verlangen reizt, unseren Geist erhebt, dessen Besitz uns glücklich macht, das Lebenvolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne; dahin ist der Künstler angewiesen. Auf einem ganz anderen Wege muß der Naturbetrachter gehen. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerstören, das Nothwendige kennen lernen, und, wenn er es fähig ist, die Labyrinthe des organischen Baues, wie den Grundriß eines Irrgartens, in dessen Krümmungen sich so viele Spaziergänger abmüden, vor seiner Seele festhalten. Der lebendig genießende Mensch, so wie der Künstler fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforscher, als in seinem Vaterlande, herum wandelt. Dagegen hat der

reine Naturforscher wenig Respekt vor dem Künstler, er sieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menschen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das schmackhafte Fleisch des Pfirsichs verzehrt, und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft. So stehen Natur und Kunst, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne sich wechselsweise aufzuheben, aber ohne sonderliches Verhältniß.

29.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt; wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich die Ausübung dieser Methode, seine Individualität, mit ins Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe, so wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte, immer wieder ins Allgemeine gehoben, und kann so bis an die Grenzen der möglichen Produktion geführt werden. Auf diesem Wege erhoben sich die Griechen bis zu der Höhe, auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen, und warum haben ihre Werke aus den verschiedenen Zeiten, und von verschiedenem Werthe, einen gewissen gemeinsamen Ein-

druck? Doch wohl nur daher, weil sie der Einen, wahren Methode im Vorschreiten folgten, welche sie selbst beim Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

30.

Schönheit kommt von Schein, sie ist ein Schein und kann als das höchste Ziel der Kunst nicht gelten, das vollkommen Charakteristische nur verdient schön genannt zu werden, ohne Charakter giebt es keine Schönheit.

31.

Die Menge begreift die Harmonie, und die Wahrheit der Farben eben so wenig, als die Ordnung einer schönen Zusammensetzung. Freilich werden beide nur desto leichter gefaßt, je vollkommner sie sind, und diese Faßlichkeit ist eine Eigenschaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunst; diese Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieses reizlos, ja abgeschmackt sein kann, lange Weile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menschen auf die höchsten Stufen seiner Existenz erhöhet, ihn dort gleichschwebend erhält, und um das Gefühl seines Daseins, so wie um die verfließende Zeit betrügt. Homers Gesänge werden schon seit Jahrtausenden gefaßt, ja mitunter begriffen, und wer bringt etwas Aehnliches hervor?

Was ist faßlicher, was ist begreiflicher, als die Erscheinung eines trefflichen Schauspielers? Er wird von tausenden und aber tausenden gesehen und bewundert, und wer vermag ihn nachzuahmen?

32.

Der Mensch verlange nicht Gott gleich zu sein, aber er strebe, sich als Mensch zu vollenden. Der Künstler strebe nicht, ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervor zu bringen.

33.

Freilich ist die bildende Kunst sehr weit von der Redekunst entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künstler sehe die Gegenstände, wie der Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt, als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher ächte Künstler

weiß von Zeit, wenn er arbeitet? Das, was dich, den Redner, ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen. Und deinem andern Freunde, der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst geräth, und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten, ihm auch das Bewußtsein seiner Geschindigkeit zu geben, und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die nur lehrt, wie das Beste zu machen sei und nur zugleich warnt, nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

34.

Das Resultat einer ächten Methode nennt man Styl, im Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist, deswegen nähern sich alle große Künstler einander in ihren besten Werken. So hat Raphael wie Titian kolorirt, da, wo ihm die Arbeit am glücklichsten gerieth. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entfernt sich immer mehr von denen, die ihm allenfalls noch ähnlich sein könnten, er macht

keine Ansprüche an die Menschheit, und so trennt er sich von den Menschen. Dieses gilt so gut vom Sittlichen, als vom Künstlichen, denn da alle Handlungen des Menschen aus Einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Ableitungen.

35.

Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deswegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sei, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

36.

Genug, was Charakter sei, läßt sich nachweisen, Wir finden die Schönheit nie ohne Charakter, denn sonst würde sie leer und unbedeutend sein. Alles Schöne der Alten ist blos charakteristisch und blos aus dieser Eigenthümlichkeit entsteht die Schönheit.

37.

Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke.

Ein Gespräch.

Auf einem Deutschen Theater ward ein ovales, gewissermaßen amphitheatralisches Gebäude vorgestellt, in

dessen Logen viele Zuschauer gemalt sind, als wenn sie an dem, was unten vorgeht, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuschauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden, und wollten übel nehmen, daß man ihnen so etwas Unwahres und Unwahrscheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gespräch vor, dessen ohngefährer Inhalt hier folgendermaßen aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künstlers. Lassen Sie uns sehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können?

Der Zuschauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Vorstellung entschuldigen wollen?

A. Nicht wahr, wenn Sie ins Theater gehen, so erwarten Sie nicht, daß alles, was Sie drinnen sehen werden, wahr und wirklich sein soll?

Z. Nein! ich verlange aber, daß mir wenigstens alles wahr und wirklich scheinen solle.

A. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigne Seele läugne, und behaupte; Sie verlangen das keinesweges.

Z. Das wäre doch sonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe sich denn der Dekorateur die Mühe, alle Linien aufs genaueste nach den Regeln der Perspektive zu ziehen, alle Gegenstände nach der vollkommensten Haltung zu malen? Warum studirte man auf Kostüm? Warum ließe man sich es so viel kosten, ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu ver-

setzen? Warum rühmt man den Schauspieler am meisten, der die Empfindungen am wahrsten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Gebährden der Wahrheit am nächsten kommt, der mich täuscht, daß ich nicht eine Nachahmung, sondern die Sache selbst zu sehen glaube?

A. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus, nur ist es schwerer als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzusehen, was man empfindet. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen einrede, daß Ihnen alle theatralische Darstellungen keinesweges wahr erscheinen, daß sie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Z. Ich werde sagen: daß Sie eine Subtilität vorbringen, die wohl nur ein Wortspiel sein könnte.

A. Und ich darf Ihnen darauf versetzen: daß, wenn wir von Wirkungen unseres Geistes reden, keine Worte zart und subtil genug sind, und daß Wortspiele dieser Art selbst ein Bedürfniß des Geistes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegensätze zu operiren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten, und so gleichsam die Sache in der Mitte zu fassen sucht.

Z. Gut denn! Nun erklären Sie sich deutlicher, und, wenn ich bitten darf, in Beispielen.

A. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Z. B. also, wenn Sie in der Oper sind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes vollständiges Vergnügen?

Z. Wenn alles wohl zusammen stimmt, eines der vollkommensten, deren ich mir bewußt bin.

A. Wenn aber die guten Leute da droben, singend sich begegnen und bekomplimentiren, Billetts absingen, die sie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenschaften singend darlegen, sich singend herum schlagen, und singend verscheiden, können Sie sagen, daß die ganze Vorstellung, oder auch nur ein Theil derselben, wahr scheine? Ja ich darf sagen, auch nur einen Schein des Wahren habe?

Z. Fürwahr, wenn ich es überlege, so getraue ich mich das nicht zu sagen. Es kommt mir von allen dem freilich nichts wahr vor.

A. Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Z. Ohne Widerrede. Ich erinnere mich zwar noch wohl, wie man sonst die Oper, eben wegen ihrer groben Unwahrscheinlichkeit, lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher demohngeachtet das größte Vergnügen dabei empfand, und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommner sie geworden ist.

A. Und fühlen Sie sich nicht auch in der Oper vollkommen getäuscht?

Z. Getäuscht, das Wort möchte ich nicht brauchen — doch ja — und doch: nein!

A. Hier sind Sie ja auch in einem völligen Widerspruch, der noch viel schlimmer als ein Wortspiel zu sein scheint.

Z. Nur ruhig, wir wollen schon ins Klare kommen.

A. So bald wir im Klaren sind, werden wir einig sein. Wollen Sie mir erlauben, auf dem Punkt, wo wir stehen, einige Fragen zu thun.

Z. Es ist Ihre Pflicht, da Sie mich in diese Verwirrung hineingeführt haben, mich auch wieder heraus zu fragen.

A. Sie möchten also die Empfindung, in welche Sie durch eine Oper versetzt werden, nicht gerne Täuschung nennen?

Z. Nicht gern, und doch ist es eine Art derselben, etwas das ganz nahe mit ihr verwandt ist.

A. Nicht wahr, Sie vergessen beinahe sich selbst?

Z. Nicht beinahe, sondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut ist.

A. Sie sind entzückt?

Z. Es ist mir mehr als einmal geschehen.

A. Können Sie wohl sagen, unter welchen Umständen?

Z. Es sind so viele Fälle, daß es mir schwer sein würde, sie aufzuzählen.

A. Und doch haben Sie es schon gesagt; gewiß am meisten, wenn alles zusammen stimmte.

Z. Ohne Widerrede.

A. Stimmte eine solche vollkommene Aufführung mit sich selbst, oder mit einem andern Naturprodukte zusammen?

Z. Wohl ohne Frage mit sich selbst.

A. Und die Uebereinstimmung war doch wohl ein Werk der Kunst?

Z. Gewiß.

A. Wir sprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß sie keinesweges das, was sie nachahmt, wahrscheinlich darstelle; können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Konsequenz eines Kunstwerks entspringt, ableugnen?

Z. Wenn die Oper gut ist, macht sie freilich eine kleine Welt für sich aus, in der alles nach gewissen Gesetzen vorgeht, die nach ihren eignen Gesetzen beurtheilt, nach ihren eignen Eigenschaften gefühlt sein will.

A. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sei, und daß der Künstler keinesweges streben sollte, noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine.

Z. Aber es scheint uns doch so oft als ein Naturwerk.

A. Ich darf es nicht läugnen, darf ich dagegen aber auch aufrichtig sein?

Z. Warum das nicht! Es ist ja doch unter uns diesmal nicht auf Komplimente angesehen.

A. So getraue ich mir zu sagen: nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen, und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und werth, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur so lange, als der Künstler sich zu

ihm herabläßt, wird jener zufrieden sein, niemals wird er sich mit dem ächten Künstler erheben, wenn dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Z. Es ist sonderbar, doch läßt sichs hören.

A. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht schon selbst eine höhere Stufe erstiegen hätten.

Z. Lassen sie mich nun selbst einen Versuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiter zu gehen, lassen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen.

A. Desto lieber.

Z. Nur dem Ungebildeten, sagen Sie, könne ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen.

A. Gewiß! Erinnern Sie sich der Vögel, die nach des großen Meisters Kirschen flogen.

Z. Nun beweißt das nicht, daß diese Früchte vortrefflich gemacht waren?

A. Keinesweges, vielmehr beweißt es mir, daß diese Liebhaber ächte Sperlinge waren.

Z. Ich kann mich doch deswegen nicht erwehren, ein solches Gemälde für vortrefflich zu halten.

A. Soll ich Ihnen eine neuere Geschichte erzählen?

Z. Ich höre Geschichten meistens lieber als Räsonnements.

A. Ein großer Naturforscher besaß, unter seinen Hausthieren, einen Affen, den er einst vermißte, und nach langem Suchen in seiner Bibliothek fand. Dort saß

das Thier an der Erde und hatte die Kupfer eines ungebundenen, naturgeschichtlichen Werkes um sich her zerstreuet. Erstaunt über dieses eifrige Studium des Hausfreundes, nahete sich der Herr, und sah zu seiner Verwunderung und zu seinem Verdruß, daß der genäschige Affe die sämmtlichen Käfer, die er hie und da abgebildet gefunden, herausgespeist habe.

Z. Die Geschichte ist lustig genug.

A. Und passend hoffe ich. Sie werden doch nicht diese illuminirten Kupfer dem Gemälde eines so großen Künstlers an die Seite setzen.

Z. Nicht leicht.

A. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen.

Z. Wohl, und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir einen sonderbaren Gedanken! Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deswegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sei, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

A. Ich bin völlig dieser Meinung.

Z. Und Sie behaupten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung losarbeitete.

A. Es ist meine feste Ueberzeugung.

Z. Ich fühle hier noch immer einen Widerspruch. Sie erzeigten mir vorhin und auch sonst schon die Ehre, mich wenigstens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

A. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege sind, Kenner zu werden.

Z. Nun so sagen sie mir: warum erscheint auch mir ein vollkommnes Kunstwerk als ein Naturwerk?

A. Weil es mit Ihrer bessern Natur übereinstimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes, und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt, und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt sein, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete, auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber siehet nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Ueberirdische der kleinen Kunstwelt, er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen, und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Z. Gut, mein Freund, ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten, wohl ähnliche Em=

pfindungen gehabt, und das ohngefähr geahnet, was Sie fordern. Ich will künftig noch besser auf mich und auf die Kunstwerke acht geben; wenn ich mich aber recht besinne, so sind wir sehr weit von dem Anlaß unseres Gesprächs abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die gemalten Zuschauer in unserer Oper zulässig finden solle; und noch sehe ich nicht, wenn ich mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch diese Licenz vertheidigen, und unter welcher Rubrik Sie diese gemalten Theilnehmer bei mir einführen wollen.

A. Glücklicherweise wird die Oper heute wiederholt, und Sie werden sie doch nicht versäumen wollen?

Z. Keineswegs.

A. Und die gemalten Männer?

Z. Werden mich nicht verscheuchen, weil ich mich für etwas besser, als einen Sperling halte.

A. Ich wünsche, daß ein beiderseitiges Interesse uns bald wieder zusammen führen möge.

38.

Folgende sechs Klassen bezeichnen die Eigenschaften, welche alle zusammen verbunden, den wahren Künstler so wie den wahren Liebhaber ausmachen würden, die aber, wie die Erfahrung lehrt, nur leider zu oft einzeln erscheinen,

Erste Abtheilung: Nachahmer. Man kann dieses Talent als die Base der bildenden Kunst ansehen. Ob sie davon ausgegangen, mag noch eine Frage bleiben. Fängt ein Künstler damit an, so kann er sich bis zu dem Höchsten erheben, bleibt er dabei kleben, so darf man ihn einen Kopisten nennen, und mit diesem Worte gewissermaßen einen ungünstigen Begriff verbinden. Hat aber ein solches Naturell das Verlangen, immer in seinem beschränkten Fache weiter zu gehen, so muß zuletzt eine Forderung an Wirklichkeit entstehen, die der Künstler zu leisten, der Liebhaber zu erfahren strebt. Wird der Uebergang zur ächten Kunst verfehlt, so findet man sich auf dem schlimmsten Abwege; man gelangt endlich dahin, daß man Statuen malt, und sich selbst im damastenen Schlafrocke der Nachwelt überliefert. Die Neigung zu Schattenrissen hat etwas, das sich dieser Liebhaberei nähert. Eine solche Sammlung ist interessant genug, wenn man sie in einem Portefeuille besitzt. Nur müssen die Wände nicht mit diesen traurigen, halben Wirklichkeitserscheinungen verziert werden. Der Nachahmer verdoppelt nur das Nachgeahmte, ohne etwas hinzu zu thun, oder uns weiter zu bringen. Er zieht uns in das einzige höchst beschränkte Dasein hinein, wir erstaunen über die Möglichkeit dieser Operation, wir empfinden ein gewisses Ergötzen; aber recht behaglich kann uns das Werk nicht machen, denn es fehlt ihm die Kunstwahrheit als schöner Schein. So bald

auch dieser nur einigermaßen eintritt, so hat das Bildniß schon einen großen Reiz, wie wir bei manchen Deutschen, Niederländischen und Französischen Portraiten und Stilleben empfinden.

Zweite Abtheilung: Imaginanten. Man kann sie auch Poetisirer nennen, weil sie, anstatt den poetischen Theil der bildenden Kunst zu kennen und sich darnach zu bestreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Vorzügen desselben nachjagen und ihre eignen Vortheile verkennen und versäumen. Sie sind Scheinmänner, weil sie so gerne dem Scheine nachstreben, der Einbildungskraft etwas vorzuspielen, ohne sich zu bekümmern, in wie fern dem Anschauen genug geschieht. Sie können auch Phantomisten genannt werden, weil ein hohles Gespensterwesen sie anzieht, Phantasmisten, weil traumartige Verzerrungen und Inkoherenzen nicht ausbleiben, Nebulisten, weil sie der Wolken nicht entbehren können, um ihren Luftbildern einen würdigen Boden zu verschaffen. Ja man kann nach Deutscher Reim- und Klangweise, sie als Schwebler und Nebler abfertigen, denn sie sind ohne Realität, haben nie und nirgends ein Dasein, und ihnen fehlt Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit. Wenn man den Nachahmern eine falsche Natürlichkeit zuschreibt, so bleiben die Imaginanten

von dem Vorwurf einer falschen Natur nicht befreit. Man kann nun zwar fragen: ob denn nicht das Genie sich hauptsächlich in der Erfindung äußere? Und ob man den Poetisirern diesen Vorzug streitig machen könne? Ob es nicht auch schon dankenswerth sei, wenn der Geist durch ein glückliches Traumbild ergötzt werde? Ob nicht in dieser Eigenschaft, die man mit so vielen wunderlichen Namen anschwärze, der Grund und die Möglichkeit der höchsten Kunst begriffen sei? Ob irgend etwas mächtiger gegen die leidige Prosa wirke, als eben diese Fähigkeit, neue Welten zu schaffen? Ob es nicht ein seltenes Talent, ein seltener Fehler sei, von dem man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht sprechen müßte? Aber, es ist dabei zu erinnern: daß hier nur von Einseitigkeit die Rede ist, daß eben diese Eigenschaft, weil sie ins Ganze der Kunst so trefflich wirken kann, dagegen so viel schadet, wenn sie sich als einzeln, selbstständig und unabhängig erklärt. Der Nachahmer schadet der Kunst nie, denn er bringt sie mühsam auf eine Stufe, wo sie ihm der ächte Künstler abnehmen kann und muß, der Imaginant hingegen schadet der Kunst unendlich, weil er sie über alle ihre Grenzen hinausjagt, und es bedürfte des größten Genies, sie aus ihrer Unbestimmtheit und Unbedingtheit, gegen ihren wahren Mittelpunkt, und ihren eigenthümlichen, angewiesenen Umkreis, zurück zu führen. Man muß gestehen, daß auf

diesem Wege die satyrische Karikaturenzeichnung, als die kunst=, geschmack= und sittenverderblichste Verwirrung, (obgleich nicht zu läugnen ist, daß das häßliche Zeug manchmal unterhält und der Schadenfreude, dieser Erb= und Schooßsünde aller Adamskinder, als eine pikante Speise nicht ganz übel schmeckt,) entstanden ist und entsteht.

Dritte Abtheilung: Charakteristiker. Wenn dieser Klasse an meinem Beifall etwas gelegen ist; so kann ich ihr denselben versichern; denn wenn die Imaginanten mit Charakterzügen spielen sollen; so muß erst etwas Charakteristisches da sein. Wenn mir das Bedeutende Spaß machen soll; so kann ich wohl leiden, daß Jemand das Bedeutende ernsthaft aufführt. Wenn uns also ein solcher Charaktermann vorarbeiten will, damit die Poetisirer keine Phantasmisten werden, oder sich gar ins Schwebeln und Nebeln verlieren; so soll er mir gelobt und gepriesen bleiben. Man könnte diese Klasse auch in einem gewissen Sinne Rigoristen nennen. Ihre Abstraction, ihre Reduction auf Begriffe, begründet immer etwas, führt zu etwas, und gegen die Leerheit anderer Künstler und Kunstfreunde gehalten, ist der Charakteristiker besonders schätzbar. Freilich läßt sich auch wieder behaupten, daß oft ihre Einseitigkeit, eben wegen ihres scheinbaren Rechtes durch

Beschränkung der Kunst, weit mehr schade, als das Hinausstreben des Imaginanten. Man kann sie dann auch Skeletisten, Winkler, Steife, nennen, und bemerken, daß ein blos logisches Dasein, bloße Verstandes-Operation in der Kunst nicht ausreiche, noch aushelfe, und daß solchen Charaktermännern die schöne Leichtigkeit fehle, ohne welche keine Kunst zu denken ist.

Vierte Abtheilung: Undulisten. Unter diesem Namen verstehe ich diejenigen, die sich mit den vorhergehenden im Gegensatze befinden, die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt höchstens eine gleichgültige Anmuth entsteht. Sie können auch Schlängler genannt werden, und man erinnert sich dabei der Zeit, da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen, und dabei viel gewonnen zu haben glaubte. Diese Schlängelei und Weichheit bezieht sich, so wohl beim Künstler als Liebhaber, auf eine gewisse Schwäche, Schläfrigkeit, und, wenn man will, auf eine gewisse kränkliche Reizbarkeit. Solche Kunstwerke machen bei denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als nichts sehen wollen, denen eine Seifenblase, die bunt in die Luft steigt, schon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunstwerke dieser Art, kaum einen Körper, oder andern reellen Gehalt haben

können, so bezieht sich ihr Verdienst meistens auf die Behandlung, und auf einen gewissen lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft, und deswegen sind sie im Allgemeinen willkommen, so wie die Nullität in der Gesellschaft. Denn von rechtswegen soll eine gesellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts sein. So bald der Künstler, der Liebhaber einseitig sich dieser Neigung überläßt, so verklingt die Kunst, wie eine ausschwirrende Saite, sie verliert sich, wie ein Strom im Sande. Die Behandlung wird immer flacher und schwächer werden. Aus den Gemälden verschwinden die Farben, die Striche des Kupferstiches verwandeln sich in Punkte, und so wird alles nach und nach, zum Ergötzen der zarten Liebhaber in Rauch aufgehen.

Fünfte Abtheilung: Kleinkünstler. Manches spricht für sie, wenig wider sie. Wenn man auch nur den Effekt betrachtet, so sind sie gar nicht unbequem. Mit der größten Sorgfalt punktiren sie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Kästchen verwahren. In so fern ihre Arbeit lobenswürdig ist, mag man sie wohl Mignaturisten nennen, fehlt es ihnen ganz und gar an Geist, haben sie kein Gefühl fürs Ganze, wissen sie keine Einheit ins Werk zu bringen, so mag man sie Pünktler und Punktirer schelten. Sie entfernen sich nicht von

der wahren Kunst, sie sind nur im Falle der Nachahmer, sie erinnern den wahren Künstler immer daran, daß er diese Eigenschaft, welche sie abgesondert besitzen, auch zu seinen übrigen haben müsse, um völlig vollendet zu sein, um seinem Werke die höchste Ausführung zu geben. Wir wollen diese friedlichen Menschen nicht weiter beunruhigen, sondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünschen.

Sechste Abtheilung: Skizzisten. Bei dieser Klasse ist darauf aufmerksam zu machen, daß die Entwerfer eine eben so gefährliche Einseitigkeit in der Kunst befördern können, als die Helden der übrigen Rubriken. Die bildende Kunst soll, durch den äußeren Sinn, zum Geiste nicht nur sprechen, sie soll den äußeren Sinn selbst befriedigen. Der Geist mag sich alsdann hinzugesellen, und seinen Beifall nicht versagen. Der Skizzist spricht aber unmittelbar zum Geiste, besticht und entzückt dadurch jeden Unerfahrnen. Ein glücklicher Einfall, halbwege deutlich, und nur gleichsam symbolisch dargestellt, regt den Geist, den Witz, die Einbildungskraft auf, und der überraschte Liebhaber sieht, was nicht dasteht. Hier ist nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Charakter, Ausdruck, Zusammenstellung, Uebereinstimmung, Ausführung der Rede, sondern ein Schein von Allem tritt an die Stelle. Der

Geist spricht zum Geiste, und das Mittel, wodurch es geschehen sollte, wird zu nichte. Verdienstvolle Skizzen großer Meister, diese bezaubernde Hieroglyphen, veranlassen meist diese Liebhaberei, und führen den ächten Liebhaber nach und nach an die Schwelle der gesammten Kunst, von der er, so bald er nur einen Blick vorwärts gethan, nicht wieder zurück kehren wird. Der angehende Künstler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er sich im Kreise des Erfindens und Entwerfens anhaltend herum drehet; denn wenn er durch diese Pforte am rascheſten in den Kunstkreis hineintritt; so kommt er dabei gerade am ersten in Gefahr an der Schwelle haften zu bleiben. Viele Künstler dieser Art, haben sich bei einem schönen Talente, das sehr viel versprach, auf dieser Seite beschränkt, und die Hoffnungen, die man von ihnen gehegt hatte, nicht erfüllt. Sie brachten es nie weiter, als bis zum Skizzisten, und es lassen bei ihren Werken sich besonders interessante Bemerkungen machen, wenn man diese mit den Skizzen großer Meister, die zugleich vollenden konnten, vergleicht.

Ist man so weit gekommen, diese sechs Klassen von einander abgesondert, eine Weile zu betrachten, so fange man an, sie wieder zusammen zu verbinden, wie sie oft bei einzelnen Künstlern vereinigt erscheinen. So findet sich denn der Nachahmer manchmal mit dem

Kleinkünstler zusammen, auch manchmal mit dem Charakteristiker. Der Skizzist kann sich auf die Seite des Imaginanten, Skeletisten, oder Undulisten werfen, und dieser kann sich bequem wieder mit dem Phantomisten verbinden.

Jede dieser Verbindungen aber bringt schon ein Werk höherer Art hervor, als die völlige Einseitigkeit, welche sogar, wenn man sie in der Erfahrung aufsucht, nur in seltenen Beispielen aufgefunden werden kann.

Auf diesem Wege gelangt man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen ist, zurück: daß nemlich, nur durch die Verbindung der sechs Eigenschaften, der vollendete Künstler entsteht, so wie der ächte Liebhaber alle sechs Neigungen in sich vereinigen muß.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernst, streng und ängstlich, die andere zu leicht und lose. Nur aus innig verbundenem Ernst und Spiel kann wahre Kunst entspringen, und wenn unsere einseitigen Künstler und Kunstliebhaber je zwei und zwei entgegen stehen; der Nachahmer dem Imaginanten, der Charakteristiker dem Undulisten, der Kleinkünstler dem Skizzisten; so entsteht, indem man diese Gegensätze verbindet, immer Eins der drei Erfordernisse des vollkommenen Kunstwerks, wie zur Uebersicht, das Ganze folgendermaßen kurz dargestellt werden kann.

Ernst allein.	Ernst und Spiel verbunden.	Spiel allein.
Individuelle Neigung, Manier.	Ausbildung ins Allgemeine, Styl.	Individuelle Neigung, Manier.
Nachahmer.	Kunstwahrheit.	Phantomisten.
Charakteristiker.	Schönheit.	Undulisten.
Kleinkünstler.	Vollendung.	Skizzisten.

39.

Das ist das Unglück, wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienst, falsche Grundsätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen; Niemand spricht sie lieber nach, als wer den Gegenstand nicht kennt und versteht. So hat uns z. B. Lessing den Grundsatz aufgebunden, daß die Alten nur das Schöne gebildet, so hat uns Winkelmann mit der stillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeschläfert, anstatt daß die Kunst der Alten unter allen möglichen Formen erscheint; aber die Herren verweilen immer nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien, und verhehlen die unedlen Körper und Schädel der Barbaren, die strippichten Haare, den schmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzlichte Haut des entstellten Alters, die vorliegenden Adern und die schlappen Brüste.

40.

Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenstand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in diesem Zustande nicht lange verharren, der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideale erhob ihn über sich selbst; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beschränktheit zurück zu kehren, und will auch das Bedeutende, das Geisterhebende, nicht fahren lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht einträte, und das Räthsel glücklich löste! Sie giebt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und himmlischen Reiz darüber ausgießt, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es ist nun wieder eine Art Inviduum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können.

41.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt, mit einem lebhaften Streben, bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt,

nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

42.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in das alte Griechenland zu versetzen? Unter einem Volke, wenigstens in der Einbildungskraft, zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen, und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stetiger Reihe entwickelte, die bei uns, nur als Stückwerk vorübergehend, erscheint? Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? Und, in gewissen Fächern, welche mehr als die Deutsche?

43.

Kein Mensch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verschiedene Charaktere werden oft Einen Grundsatz, den sie sämmtlich anerkennen, verschieden anwenden. Ja, der Mensch ist sich, in seinen Anschauungen und Urtheilen, nicht immer selbst gleich, frühere Ueberzeugungen müssen spätern weichen. Möge immerhin das Einzelne, was man denkt und äußert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf seinem Wege gegen sich selbst und gegen andere wahr bleibt!

44.

Wenn um die Sache zu thun ist, der muß Partthei zu nehmen wissen, sonst verdient er nirgends zu wirken.

45.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in solchen Fällen das Gespräch gewährt! Allein es ist vorübergehend, und indem die Resultate einer wechselseitigen Ausbildung unauslöschlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt ist. Ein Briefwechsel bewahrt schon besser die Stufen eines freundschaftlichen Fortschrittes, jeder Moment des Wachsthums ist fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, so ist ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unablässiges Fortschreiten hoffen läßt. Kurze Aufsätze, in die man von Zeit zu Zeit seine Gedanken, seine Ueberzeugungen und Wünsche niederlegt, um sich nach einiger Zeit wieder mit sich selbst zu unterhalten, sind auch ein schönes Hülfsmittel eigner und fremder Bildung, deren keines versäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemessenen Zeit und die vielen Hindernisse bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege stehen. Daß hier besonders von einem Ideenwechsel solcher Freunde die Rede sei, die sich, im Allgemeinern,

zu Künsten und Wissenschaften auszubilden streben, versteht sich von selbst, obgleich ein Welt- und Geschäftsleben auch eines solchen Vortheils nicht ermangeln sollte. Bei Künsten und Wissenschaften aber ist nicht allein eine solche engere Verbindung, sondern auch das Verhältniß zu dem Publikum eben so günstig, als es ein Bedürfniß wird. Was man irgend Allgemeines denkt oder geleistet, gehört der Welt an, und das, was sie von den Bemühungen der Einzelnen nutzen kann, bringt sie auch selbst zur Reife. Der Wunsch nach Beifall, welchen der Schriftsteller fühlt, ist ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas Höherem anzulocken, er glaubt den Kranz schon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühsamere Ausbildung jeder angeborenen Fahigkeit nöthig ist, um die öffentliche Gunst fest zu halten, die wohl auch, durch Glück und Zufall, auch kurze Momente, erlangt werden kann. So bedeutend ist für den Schriftsteller, in einer früheren Zeit, sein Verhältniß zum Publikum, und selbst in späteren Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch bestimmt sein mag, andere zu belehren, so wünscht er doch, sich denen mitzutheilen, die er sich gleichgesinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerstreut ist, er wünscht sein Verhältniß zu den ältesten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzusetzen, und in der letzten Generation, sich wieder andere für seine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er

wünscht der Jugend die Umwege zu ersparen, auf denen er sich selbst verirrte, und, indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nützt, das Andenken verdienstlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

46.

Natürlicherweise hat das Publikum auf die Kunst großen Einfluß, indem es für seinen Beifall, für sein Geld, ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu genießen sei, und meistens wird sich der Künstler gern darnach bequemen, denn er ist ja auch ein Theil des Publikums, auch er ist, in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfnisse, er drängt sich in derselbigen Richtung, und so bewegt er sich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt. Wir sehen auf diese Weise ganze Nationen, ganze Zeitalter, von ihren Künstlern entzückt, so wie der Künstler sich in seiner Nation, in seinem Zeitalter bespiegelt, ohne daß beide nur den mindesten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geschmack wenigstens einseitig, ihre Kunst auf dem Rückwege, und ihr Vordringen nach der falschen Seite gerichtet sein.

47.

Jeder Künstler, der eine Zeitlang in Italien gelebt hat, frage sich: ob nicht die Gegenwart der besten

Werke alter und neuer Kunst, in ihm das unablässige Streben erregt haben, die menschliche Gestalt, in ihren Proportionen, Formen, Charakteren zu studiren und nachzubilden, sich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um sich jenen Kunstwerken, die ganz auf sich selbst ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das sinnliche Anschauen befriedigt, den Geist in seine höchsten Regionen erhebt? Er gestehe aber auch, daß er nach seiner Zurückkunft, nach und nach, von jenem Streben heruntersinken müsse, weil er wenig Personen findet, die das Gebildete eigentlich sehen, genießen und denken wollen, sondern meist nur solche, die ein Werk obenhin ansehen, dabei etwas Beliebiges denken, und, nach ihrer Art, etwas dabei empfinden und genießen wollen. Das schlechteste Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft sprechen, indem es sie in Bewegung setzt, los und frei macht, und sich selbst überläßt; das beste Kunstwerk spricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß; er fesselt die Gefühle, und die Einbildungskraft, es nimmt uns unsere Willkühr, wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten, wie wir wollen, wir sind genöthigt, uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm, erhöht und verbessert, wieder zu erhalten.

Daß dieses keine Träume sind, werden wir nach und nach im Einzelnen so deutlich als möglich zu zeigen

suchen, besonders werden wir auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in welchen sich die Neueren so oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu, und entfernen sich, in Theorie und Praxis, doch von den Maximen, die jene beständig ausübten.

48.

Der Mensch ist der Höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst! Um ihn zu verstehen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwickeln; ist eine allgemeine Kenntniß der organischen Natur unerläßlich. Auch von den unorganischen Körpern, so wie von allgemeinen Naturwirkungen, besonders, wenn sie, wie z. B. Ton und Farbe, zum Kunstgebrauch anwendbar sind, sollte der Künstler sich theoretisch belehren; allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn er sich aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeschreibers, des Naturlehrers, dasjenige mühsam aussuchen sollte, was zu seinem Zwecke dient; ja es ist die Frage: ob er dort gerade das, was ihm des Wichtigste sein muß, finden würde? Jene Männer haben ganz andere Bedürfnisse ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß sie an das eingeschränkte, besondere Bedürfniß des Künstlers denken sollten. Deshalb ist unsere Absicht hier ins Mittel zu treten, und, wenn wir gleich

nicht voraussehen, die nöthige Arbeit selbst vollenden zu können, dennoch, theils im Ganzen, eine Uebersicht zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

49.

Dem Deutschen Künstler, so wie überhaupt jedem neuen und nordischen, ist es schwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formlosen zur Gestalt über zu gehen, und wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, sich dabei zu erhalten.

50.

Es ist zwischen Anschauen und Begreifen oft ein mächtiger Unterschied, eine gewaltige Kluft befestigt, Einige gelangen erst nach unsäglicher Mühe, und Viele gar niemals zur Erkenntniß; bei Manchen aber hat es nur an Leitung und Winken gemangelt, um sie zu belehren. Wie viel leichter würden die Künstler über die Schwierigkeiten der Kunst siegen, wenn sie, im Theoretischen und Praktischen, die Erfahrungen Anderer zu benutzen Gelegenheit hätten, und nicht ein Jeder, sich selbst überlassen, die Kunst für sich gleichsam neu erfinden müßte.

51.

Ein ächtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich; es wird

angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, vielweniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden.

52.

Wenn man von einem trefflichen Kunstwerke sprechen will, so ist es fast nöthig, von der ganzen Kunst zu reden, denn es enthält sie ganz, und Jeder kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besonderen Falle entwickeln.

53.

Die vornehmste Forderung, die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die; daß er sich an die Natur halten, sie studiren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle.

54.

Wie groß, ja wie ungeheuer diese Anforderung sei, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künstler selbst erfährt es nur bei fortschreitender Bildung. Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst, ohne äußere Hülfsmittel, zu überschreiten nicht vermag. Alles, was wir um uns her gewahr werden, ist nur roher Stoff, und wenn sich das

selten genug ereignet, daß ein Künstler durch Instinkt und Geschmack, durch Uebung und Versuche dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere schöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beste auszuwählen, und wenigstens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt; so ist es, besonders in der neueren Zeit, noch viel seltener, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände, als in die Tiefe seines eigenen Gemüths zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht blos etwas leicht- und oberflächlich wirkendes, sondern, wetteifernd mit der Natur, etwas geistisch-organisches hervorzubringen, und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich und zugleich übernatürlich erscheint.

55.

Nur auf dem höchsten und genauesten Begriff von Kunst, kann eine Kunstgeschichte beruhen, nur wenn man das Vortrefflichste kennt, was der Mensch hervorzubringen im Stande war, kann der psychologisch-chronologische Gang dargestellt werden, den man in der Kunst, so wie in andern Fächern nahm, wo erst eine beschränkte Thätigkeit, in einer trocknen, ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden, so wie des Bedeutenden, verweilte, sich darauf ein lieblicheres, gemüthlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Ernst und Strenge, unter

günstigen Umständen, die Kunst bis zum Höchsten hinaufstieg, wo es dann zuletzt dem glücklichen Genie, das sich von allen diesen Hülfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen. Leider aber erregen Kunstwerke, die sich mit solcher Leichtigkeit aussprechen, die den Menschen ein bequemes Gefühl seiner selbst, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachstrebenden Künstler, den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem sei. Da der Gipfel dessen, was Kunst und Genie darstellen, eine leichte Erscheinung ist, so werden die Nachkommenden gereizt, sich's leicht zu machen, und auf den Schein zu arbeiten. So verliert die Kunst sich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen, so wie im Einzelnen. Wenn wir nun aber hievon einen anschaulichen Begriff bilden wollen, so müssen wir ins Einzelne des Einzelnen hinabsteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beschäftigung ist, wofür aber der sichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entschädigt.

56.

Jeder, der den Namen eines Künstlers verdient, ist zu unserer Zeit genöthigt, sich, aus Arbeit und eignem Nachdenken, wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er sich in mancherlei Fällen ganz leidlich

befindet; man wird aber oft bemerken, daß er, auf diesem Wege, sich solche Maximen als Gesetze aufstellt, die seinem Talente, seiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß sind. Er unterliegt einem allgemeinen menschlichen Schicksale. Wie viele handeln nicht in andern Fächern auf eben diese Weise! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung setzen. Jeder Künstler, wie jeder Mensch, ist nur ein einzelnes Wesen, und wird nur immer auf Eine Seite hängen. Deswegen hat der Mensch auch das, was seiner Natur entgegen gesetzt ist, theoretisch und praktisch, in so fern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen. Der Leichte sehe nach Ernst und Strenge sich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Wesen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und jeder wird seine eigne Natur nur desto mehr ausbilden, je mehr er sich von ihr zu entfernen scheint. Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchstmögliche Grad derselben die ganze Menschheit.

Die Ausbildung der bildenden Kunst ist mechanisch, und die Bildung des Künstlers fängt in seiner frühesten Jugend, mit Recht, vom Mechanischen an, seine übrige Erziehung hingegen ist oft vernachlässigt, da sie doch weit sorgfältiger sein sollte, als die Bildung Anderer, welche Gelegenheit haben, aus dem Leben selbst Vortheil zu ziehen. Die Gesellschaft macht einen rohen Menschen

bald höflich, ein geschäftiges Leben den offensten vorsichtig, literarische Arbeiten, welche, durch den Druck, vor ein großes Publikum kommen, finden überall Widerstand, und Zurechtweisung; nur der bildende Künstler allein ist meist auf eine einsame Werkstatt beschränkt, er hat fast nur mit dem zu thun, der seine Arbeit bestellt und bezahlt, mit einem Publikum, daß oft nur gewissen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit solchen Lob und Preisformeln empfangen, durch die das Vortreffliche schon hinlänglich geehrt wäre.

57.

Wer sich mit irgend einer Kenntniß abgiebt, soll nach dem Höchsten streben! Es ist mit der Einsicht viel anders, als mit der Ausübung, denn im Praktischen muß sich jeder bald bescheiden, daß ihm nur ein gewisses Maaß von Kräften zugetheilt sei; zur Kenntniß, zur Einsicht aber sind mehrere Menschen fähig, ja man kann wohl sagen, ein jeder, der sich selbst verläugnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht, mit einem starren, beschränkten Eigensinn, sich und seine kleinliche Einsichtigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst überzutragen strebt. — Um von Kunstwerken, eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und Andere, zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen.

Alles kommt aufs Anschauen an, es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird. Daher geschieht es so oft, daß derjenige, der über Kunstwerke schreibt, blos im Allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Lesern, nur demjenigen nicht genug gethan wird, der, mit dem Buche in der Hand, vor das Kunstwerk hintritt.

58.

Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben. Die Künste selbst, so wie ihre Arten, sind unter einander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung, sich zu vereinigen, ja in einander sich zu verlieren; aber eben darin besteht die Pflicht, das Verdienst, die Würde des ächten Künstlers, daß er das Kunstfach, in welchem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen, und sie aufs möglichste zu isoliren wisse. Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunst zur Malerei, alle Poesie zum Drama strebe, und es kann uns diese Erfahrung zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben. Der ächte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der Gesetzlose, der einem blinden Triebe folgt,

nach Naturwirklichkeit. Durch jene wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diese auf ihre niedrigste Stufe gebracht. So wie mit dem Allgemeinen der Kunst, eben so verhält es sich auch mit den Arten derselben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden, als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halb erhabenes, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flach erhabenen Werke immer höher und höher machte, dann Theile, dann Figuren ablöste, zuletzt Gebäude und und Landschaften anbrachte, und so halb Malerei, halb Puppenspiel darstellte, ging man immer abwärts in der wahren Kunst, und leider! haben treffliche Künstler der neueren Zeit ihren Weg auf diese Weise genommen.

59.

Für den Künstler, wie für den Menschen, ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände, zu schnellerer Bildung höchst vortheilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbstständige Kraft, viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Parthei, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrthum einsehen lernt, so wechselt er eben so heftig, ergreift eine andere vielleicht eben so fehlerhafte Richtung, und hält sich an

einen eben so mangelhaften Grundsatz. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr, und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stetige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können. Wenn der Kenner seine Einsicht blos der Geschichte verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergiebt, aus welchen die Kunst entspringt; so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenschaftlich zu erjagende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunkte, in seiner Beschränkung, gleichnißweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deshalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unserer Vorfahren einsehen lernen, so hat die Zeit schon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vortheil für seine Generation, überlassen bleibt. Doch, wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen, und nicht lieber sich bestreben, die Klarheit der Ansichten in seinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten.

60.

Die Kunstgeschichte, so bald man von ihr mehr als blos chronikmäßige Anzeige der Künstler und Kunstwerke verlangt, wenn sie urtheilen, würdigen, entwickeln

soll, entgeht nicht leicht dem Einflusse des eben herrschenden Geschmacks; denn auch der unbefangenste Geschichtschreiber und Kunstrichter vermag nur theilweise sich über die gangbaren Meinungen und Geschmacksbegriffe zu erheben. Daher kommt es, daß der kritische Theil mancher sonst schätzbaren Schriftsteller, wie z. B. eines Vasari, Malvasia, Pascoli und selbst Bellori veraltet, ja beinahe völlig unbrauchbar geworden ist. Zur Bildung des Urtheils der Künstler und Kunstliebhaber dürfte es daher von bedeutendem Nutzen sein, wenn die ganze Geschichte der neueren Kunst, neueren Ansichten gemäß, kritisch behandelt würde.

61.

Bei allen unsern Bemühungen, welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatten wir stets Winkelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften, und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten geschrieben hatte. Wir fanden darin manche Ansichten, die sich von Oesern herzuschreiben schienen, ja sogar Scherz und Grillen nach seiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher diese merkwürdigen und doch mitunter so räthselhaften Schriften entstanden waren; ob wir es

gleich dabei nicht sehr genau nahmen; denn die Jugend will lieber angeregt, als unterrichtet sein, und es war nicht das Letztemal, daß ich eine bedeutende Bildungsstufe sibyllinischen Blättern verdanken sollte. — Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotzischen Händel und Lessings Kontroversen schon darauf hindeuteten, daß diese Epoche sich bald schließen werde. Winkelmann genoß einer solchen allgemeinen, unangetasteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas Oeffentliches, das seiner wohl gefühlten Würde nicht gemäß schien. Alle Zeitschriften stimmten zu seinem Ruhme überein, die besseren Reisenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Ansichten, die er gab, verbreiteten sich über Wissenschaft und Leben. Der Fürst von Dessau hatte sich zu einer gleichen Achtung emporgeschwungen. Jung, wohl und edeldenkend, hatte er sich auf seinen Reisen und sonst recht wünschenswerth erwiesen. Winkelmann war im höchsten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er seiner gedachte, mit den schönsten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geschmack zur Baukunst, welchen von Erdmannsdorf durch seine Thätigkeit unterstützte, alles sprach zu Gunsten eines Fürsten, der, indem er durch sein Beispiel, den übrigen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldenes Zeitalter versprach. Nun vernahmen wir

jungen Leute mit Jubel, daß Winkelmann aus Italien zurückkehren, seinen fürstlichen Freund besuchen, unterwegs bei Oesern eintreten, und also auch in unsern Gesichtskeis kommen würde. Wir machten keinen Anspruch mit ihm zu reden; aber wir hofften ihn zu sehen, und weil man in solchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatten wir schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo wir in einer schönen, durch Kunst verherrlichten Gegend, in einem wohl administrirten und zugleich äußerlich geschmückten Lande, bald da bald dort aufzupassen dachten, um die über uns so weit erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu sehen. Oeser war selbst ganz exaltirt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winkelmanns Tode zwischen uns nieder. Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich sie zuerst vernahm; es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oeser hinaufzusteigen pflegte. Es kam mir ein Mitschüler entgegen, sagte mir, daß Oeser nicht zu sprechen sei, und die Ursache warum. Dieser ungeheuere Vorfall that eine ungeheuere Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Werth seines Lebens. Ja vielleicht wäre die Wirkung seiner Thätigkeit, wenn er sie auch bis in ein höheres Alter fortgesetzt hätte, nicht so groß gewesen, als sie jetzt werden mußte,

da er, wie mehrere außerordentliche Menschen, auch noch durch ein seltsames und widerwärtiges Ende vom Schicksal ausgezeichnet worden.

62.

In Italien fühlte ich mich nach und nach kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste, setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst; ich war sie gewahr geworden, nun wünschte ich sie zu durchdringen. Das Studium der Kunst, wie das der alten Schriftsteller, giebt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im stillen Busen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer, und wie Malern, Bildhauern, Baumeistern, so geht es auch dem Liebhaber, er arbeitet einsam, für Genüsse, die er mit andern zu theilen kaum in den Fall kommt.

63.

Die Künstler belehren mich gerne, denn ich fasse geschwind. Nun ist aber das Gefaßte nicht gleich geleistet; etwas schnell zu begreifen, ist ja ohnehin die Eigenschaft des Geistes, aber etwas recht zu thun, dazu ge-

hört die Uebung des ganzen Lebens. Und doch soll der Liebhaber, so schwach er auch nachstrebt, sich nicht abschrecken lassen. Die wenigen Linien, die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, selten richtig, erleichtern mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen; denn man erhebt sich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet. Mit dem Künstler nur muß man sich nicht vergleichen, sondern nach seiner eigenen Art verfahren, denn die Natur hat für ihre Kinder gesorgt, der Geringste wird nicht, auch durch das Dasein des Trefflichsten, an seinem Dasein gehindert: „ein kleiner Mann ist auch ein Mann!“ und dabei wollen wir's denn bewenden lassen.

64.

Immer müssen wir die edle Kunsttreue der Alten im Sinne tragen, welche die einmal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenstandes nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künstler hielten sich für original genug, wenn sie einen originellen Gedanken aufzufassen und ihn auf ihre Weise wieder darzustellen, Fähigkeit und Fertigkeit empfanden.

65.

Wenn Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft der ästhetischen Urtheiskraft die teleologische zur Seite stellt;

so ergiebt sich daraus, daß er andeuten wolle: ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt, und der Werth eines jeden aus sich selbst entwickelt auch sich selbst betrachtet werden.

66.

Der Glaube hat die Künste wieder hervor gehoben, der Aberglaube hingegen ist Herr über sie geworden, und hat sie abermals zu Grunde gerichtet.

67.

Ueber die neu-deutsche, religiös-patriotische Kunst.

Gegenwärtig herrscht, wie allen denen, die sich mit der Kunst befassen, wohl bekannt ist, bei vielen wackeren Künstlern und geistreichen Kunstfreunden eine leidenschaftliche Neigung zu dem ehrenwerthen, naiven, doch etwas rohen Geschmack, in welchem die Meister des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts verweilten. Diese Neigung wird allerdings in der Kunstgeschichte merkwürdig bleiben, da bedeutende Folgen daraus entstehen müssen; allein von welcher Art sie sein werden, bleibt zu erwarten. Ob, wie Begünstiger jenes neu hervorge-

suchten alten Geschmacks hoffen, die Kunst auf solche Weise sich wieder erheben werde? ob ihr ein frommer Geist, neue Jugend, frisches Leben einzuhauchen sei? oder, wie die Gegner befürchten, ob man nicht Gefahr läuft, den schönen Styl der Formen gegen Magerkeit, klare, heitere Darstellungen gegen abstruse, trübsinnige Allegorien umzutauschen und das Charakteristische, Tüchtige, Kräftige, immer mehr zu verlieren? Geschehe übrigens, was da wolle, allemal bleibt es der Mühe werth zu forschen, wie solche Neigung, solche Vorliebe zum Veralteten Eingang fand, und was für Umstände zu ihrer Verbreitung beigetragen.

Diese Neigung, oder Geschmacksrichtung, hat besonders unter den Deutschen Anhänger und Förderer gefunden; die sich bis nach Rom erstrecken, wo Deutsche Künstler mit reisenden Liebhabern eine Art von akademischer Landsmannschaft bilden, da denn die nach Hause zurückkehrenden, gemäß der empfangenen Eindrücke, den Geschmack der Nation wirklich lenken.

Von unserem Wilhelm Tischbein, wofern wir nicht sehr irren, ist nun zu allererst größere Werthschäzzung der älteren, vor Raphaels Zeit blühenden Maler ausgegangen. Dem Natürlichen, dem Einfachen hold, betrachtete er mit Vergnügen die wenigen in Rom vorhandenen Malereien des Perugino, Bellini und Mantegna, pries ihre Verdienste, und spendete, vielleicht die Kunstgeschichte nicht gehörig beachtend, vielleicht

nicht hinreichend mit derselben bekannt, ein allzufreigebiges Lob dem weniger geistreichen Pinturicchio, der mit seinen Werken so manche Wand überdeckt hat. Tischbein und seinen Freunden wurde bald auch die von Masaccio ausgemalte Kapelle in der Kirche St. Clemente, bekannt. Zu gleicher Zeit forschte der gelehrte Hirt, die in Vergessenheit gerathene Malerei des da Fiosole in Vatikan wieder aus, und Lips stach Umrisse von zwei solchen Gemälden in Kupfer. Wiewohl nun das eben Erzählte auf wachgewordenes Interesse für die Werke des älteren Styls hindeutet, so hatten dieselben doch damals noch keinen Einfluß auf die Ausübung der Kuust, niemand betrachtete sie als Muster, oder wähnte durch Nachahmung derselben, den wahren Geschmack zu erjagen. — Ein Bedenken erregendes Symptom aufkeimender Vorliebe für solche ältere Art, äußerte sich jedoch darin, daß gar viele Künstler, zumal unter den jüngern, Raphaels nie unterbrochenes Fortschreiten in der Kunst abläugneten, die Gemälde von der sogenannten zweiten Manier dieses Meisters, z. B. die Grablegung, die Disputa u. a., den späterverfertigten, vorziehen wollten. Unter seinen Arbeiten in Vatikan, wurde daher die genannte Disputa am häufigsten von Studirenden nachgezeichnet, auch genossen die Werke des da Vinci größere Verehrung, als zuvor; besonders der junge lehrende Christus unter den Pharisäern, zu jener Zeit noch in der Gallerie des Prinzen Borghese

Aldobrandini befindlich. Desgleichen wuchs die Gunst für die Arbeiten des Garofalo; hingegen gerieth die Achtung für Carraccische Werke ins Abnehmen, Guido Reni, verlor ebenfalls sein lange behauptetes Ansehen immer mehr. — So ohngefähr war es zu Rom mit den Geschmacks-Neigungen der Künstler und Kunstliebhaber, vornehmlich derer von Deutscher Zunge, bis um das Jahr 1790 beschaffen. In Deutschland schien damals noch keine sehr merkliche Abweichung vom oben Erwähnten vorgegangen zu sein, nur hatte man seit mehreren Jahren schon angefangen, sich mit dem Unannehmlichen der alten Meister, Schöns, Altdorfers und anderer, allmählig auszusöhnen. Dürern wurden seine Härten verziehen, Holbeins Ansehen stieg ungefähr in ähnlichem Verhältniß, auch Lucas Kranach erwarb Gönner und Freunde. — Um diese Zeit unternahm der Maler Büri von Rom aus, eine Reise nach Venedig und durch die Lombardie über Florenz wieder zurück. Er hatte zu Venedig und Mantua die Werke des Bellini und des Mantegna fleißig aufgesucht, betrachtet, auch einige derselben nachgezeichnet, ein gleiches geschah von ihm zu Florenz mit Gemälden des da Fiesole und anderer alten Meister. Bei seiner Wiederkunft nach Rom gedachte er gegen Kunstverwandte der geschaueten Dinge mit großem Lobe und beglaubigte solches durch die gefertigten Zeichnungen. — Dieses blos zufällige Ereigniß hat, nach unserem Dafürhalten, vielen Einfluß

auf den Gang des Geschmacks gehabt; denn von derselben Zeit an, sprach sich die Vorliebe für alte Meister, zumal für die der Florentinischen Schule, immer entschiedener aus. Die vorerwähnten Freskogemälde des da Fiesole im Vatikan, wie auch die des Masaccio in der Kirche St. Clemente, erhielten klassisches Ansehen, d. h., sie wurden nicht nur als ehrenwerthe Denkmale der emporstrebenden Kunst betrachtet, sondern von den Künstlern als musterhaft studirt und nachgezeichnet. Ferner wählte man, in der Absicht sich näher an Kunst und Geist der älteren Schulen und Meister anzuschließen, für neu zu erzeugende Werke, die Gegenstände schon häufiger aus der Bibel. Einer der vorzüglichsten der auf diesem Wege sich Bemühenden, war Wächter aus Stuttgard, welcher mit lieblichen Gemälden heiliger Familien, wobei ihm Garofalo schien zum Muster gedient zu haben, mit einem Hiob u. A. m., großes Lob bei Gleichgesinnten erwarb. Eben damals befand sich auch Fernow in Rom, und hielt während den Winterabenden 1796 Vorlesungen, in denen Kant's Philosophie, oder eigentlich dessen philosophische Maximen, auf die Kunst angewendet wurden. Theils Neugierde, theils Hoffnung, und der an sich keineswegs tadelhafte Wunsch über große Schwierigkeiten mit leichter Mühe wegzukommen, verschafften anfänglich diesen Vorlesungen zahlreichen Besuch; da aber der Docent dem immer überhand nehmenden Christlichen und Sentimentalen in den Darstellungen

widersprach, auf die Ideale des Griechischen Alterthums, als einzig würdige und ersprießliche Muster für Künstler hinweisend; auch sein Freund Carstens, praktisch dieselben Gesinnungen bekannte, so mußte dieser von Widersachern vielen Verdruß erfahren, und Fernows Lehre fand keinen Eingang. Im Gegentheil pflanzte sich die Neigung zum Geschmack der älteren Meister vor Raphael, immer wachsend fort und erhielt durch die vom Kalmücken Feodor, in Umrissen nach Lorenzo Ghiberti, radirte bronzene Thüre am Battisterium zu Florenz, neue Nahrung. — Die fernern Ereignisse nunmehr betrachtend, halten wir uns für hinlänglich überzeugt, daß ein literarisches Produkt, welches wenig später, nämlich 1797 erschienen, den Hang, die Vorliebe für alte Meister und ihre Werke, wo nicht vollständig entwickelt, doch der Entwickelung um vieles näher entgegengeführt habe. Wir zielen hiermit auf Wackenroders von Ludwig Tieck herausgegebene Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Diese Schrift, „vornehmlich angehenden Künstlern gewidmet, und Knaben, welche die Kunst zu lernen gedenken,“ wurde in Deutschland wohl aufgenommen, viel gelesen, und kam bald nach Rom, wo sie ohne Zweifel den größten Eindruck gemacht hat. Der Verfasser, W. H. Wakenroder, forderte mit eindringlicher Beredsamkeit zu wärmerer Verehrung der ältern Meister auf, stellte ihre Weise als die beste dar, ihre Werke als sei

in denselben der Kunst höchstens Ziel erreicht. Kritik wird als eine Gottlosigkeit angesehen, und die Regeln als leere Tändelei; Kunst meint er, lerne sich nicht, und werde nicht gelehrt, er hält die Wirkung derselben auf die Religion, der Religion auf sie, für völlig entschieden, und verlangt daher vom Künstler andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle, als wären sie unerläßliche Bedingungen des Kunstvermögens. Und weil nun die alten Meister durchgängig diese Gemüthseigenschaften sollen besessen haben, so werden sie deswegen als den neueren durchaus überlegen betrachtet. — Da der Name des Verfassers auf dem Titel nicht genannt war, so wollten viele das Werk Göthen zuschreiben, und folgten desto getroster den darin vorgetragenen und ihren eigenen ungefähr gleichartigen, schon vorher gehegten Meinungen. — Es fügte sich ferner, daß, als nach den bekannten unruhigen Ereignissen, Rom, im Jahre 1798, von den Franzosen besetzt wurde, viele Künstler, um Beschwerlichkeiten und Störungen auszuweichen, sich von dort wegbegaben, und, durch die Umstände genöthigt, Florenz zu ihrem Aufenthalte wählten, wo sie Gelegenheit fanden, mit den ältern und ältesten Meistern dieser berühmten Kunstschule besser bekannt zu werden, als in Rom hätte geschehen können. Giotto, die Gaddi, Orgagna, selbst andere von geringerem Namen und Verdienst, wie Buffalmacco, kamen dadurch, vielleicht in übertriebenem Maaße, zu Ehren und manches

ihrer noch übrigen, lange nicht mehr beachteten Werke, wurde jetzt zum Studium und Muster von Künstlern erkohren, welche kurz vorher noch den Koloß des Phidias vor Augen gehabt. Im Jahre 1798 ließ Tieck, welcher die Herzensergießungen nach Wackenroders Tode herausgegeben, auch selbst einigen Theil daran gehabt hatte, einen, in gleichem Geiste geschriebenen Roman, in zwei Bänden, Sternbalds Wanderungen betitelt, folgen. Dieser Sternbald ist ein junger Maler, Albrecht Dürers Schüler, zieht auf die Wanderschaft, kommt in den Niederlanden zum Lucas von Leiden, begegnet dem liebekranken Quintin Messis, verzichtet auf dessen Braut, welche der Vater ihm, dem Sternbald geben wollte, geht sodann nach Italien, buhlt gelegentlich, und findet endlich unverhofft zu Rom, die von Kindesbeinen an geliebte Unbekannte. Das Romantische, sowohl der Charaktere, als der Begebenheiten, und deren Verknüpfung, mag löblich sein, wir sind nicht berufen, das Werk von dieser Seite zu beurtheilen; dem auf Kunst sich beziehenden Theile jedoch fehlt es, wir dürfen sagen, am Nothwendigsten, an natürlichem Sinne für Kunst, deren Studium denn auch wohl nie des Verfassers ernstliches Geschäft gewesen. — Tieck ist überdem für seinen Zweck nicht so begeistert, wie Wackenroder, und daher hat Sternbald, obschon viel gelesen und bis auf diesen Tag nicht gänzlich aus der Mode, niemals einen sehr bedeutenden Einfluß

auf Geschmack und Meinungen in der Kunst ausgeübt, allein er war jener bereits mächtig gewordenen und geltenden Neigung für ältere Meister, für mystisch-religiöse Gegenstände und Allegorieen in so fern günstig, als er sich an dieselbe anschloß, und, so wie andere Schriften von ähnlicher Tendenz beitrug, ihr auch außer dem Kreise der Künstler und Kunstfreunde mehr Ausbreitung zu verschaffen. — Zu solcher Art Schriften zählen wir vornehmlich auch die, ebenfalls von Tieck, im Jahre 1799 herausgegebenen Phantasieen über die Kunst, welche noch ein Paar Aufsätze von Wackenroder enthalten. Mißtönend nimmt sich dazwischen eine einzelne kleine obgleich an sich recht gute Abhandlung aus, Watteaus Bilder betitelt, worin die Kunst dieses galanten Malers lüsterner Grazie und muthwilliger Schäferspiele, dieses keineswegs einfachen, alterthümlichen, oder fromm empfindenden, gelobt und vertheidigt wird. — Sogar Aug. Wilh. Schlegel war zu dieser Zeit dem alterthümelnden christkatholischen Kunstgeschmack zugethan; verschiedene seiner kleinen Gedichte, sämmtlich zwischen 1798 und 1803 entstanden, sind zum Theil gutartige Früchte desselben. Am meisten Umfang, vielleicht auch poetisches Verdienst, hat eines, Bund der Kirche mit den Künsten genannt, und ist nach unserer Ansicht besonders merkwürdig, weil es als ein allgemeines Bekenntniß des damaligen Zustandes dieser neuen Lehre und Glaubens in den Künsten darf angesehen werden. —

Der Leser hat gesehen, wie anfangs Künstler und Kunstfreunde, redlich meinend, alte Meister und ihre Werke billig werthgeschätzt; dann, bestochen durch das Naive derselben, diese Werthschätzung etwas übertrieben. Als nun hierauf sich im Praktischen der Kunst eine sentimentale Stimmung äußerte, die es unternahm, religiöse Gegenstände darzustellen, auf welche die Einfalt, der fromme Sinn und Innigkeit einiger jener alten Meister anwendbar schien, so war solches, verbunden mit äußern zufälligen Ereignissen, die größte Lockung jene Werke der älteren Zeit und Schule in weiterem Umfange zu studiren, ja sogar deren Nachahmung zu versuchen; weil aber das anziehend Einfache, die rührende Unschuld in den alten Gemälden nicht absichtlicher Kunst und besondern Zwecken vielmehr der Gesinnung der Meister und der Zeit, worin sie lebten, angehört, so konnte die Nachahmung nicht gelingen. — Daß Gelehrte sodann und Dichter die Natur der Kunst, ihr wahres Wesen und Streben nicht besser fassend, mit den Malern in gleichem Irrthum, zu gleicher Vorliebe für das Alte sich verbündet, Sache der Religion mit der Sache der Malerei gemischt, und in Folge dieses Vermischens, jene alten, in Haupterfordernissen mangelhaften Werke, als die besten, einzigen Muster für ächte Geschmacksbildung empfohlen, war ohne Zweifel noch schädlicher: denn dadurch verstärkte sich die Faction, es gestaltete sich die neue Lehre, schwärmerisch wurden die Gemüther entzündet, die be=

währtesten Kunstregeln vernachlässigt, und so der Eifer, durch gründliche Studien zur Meisterschaft und klar bewußtem Wirken zu gelangen, immer mehr verkühlet. — Dem großen Publikum in Deutschland, hat diese von Künstlern und Schriftstellern gemeinschaftlich ausgedachte Geschmackslehre nie recht anmuthen wollen; altitalienische Maler und Gemälde, waren ihm fremde Dinge und selbst unsere kunstbeflissenen Altvordern, außer etwa Dürer und Holbein, zu wenig bekannt. Die schon erwähnte Mengerei von bildender Kunst, Poesie und Religion, obgleich Geneigtheit für Katholicismus ankündigend, machte sich den Katholiken doch verdächtig, und mußte den Protestanten unerfreulich sein. — Inzwischen war der Anstoß gegeben, der Hang zum Alterthümlichen in dem Volke wach geworden, der nunmehr unter patriotisch-nationaler Form hervortrat. Groß, ja übertrieben wurden die Aeußerlichkeiten einer besser geglaubten Vorzeit werthgeschätzt, man wollte recht mit Gewalt zur alten Deutschheit zurückkehren. Daher die Sprachreiniger, die Lust an Ritterromanen und Schauspielen, Turnieren, Aufzügen; daher in Gartenanlagen erbauete Ruinen, Ritterburgen, Scheinkapellen, Einsiedeleien, sammt dem ganzen gothischen Spitzen und Schnörkelwesen, welches bis in die Wohnungen, auf das Hausgeräth und selbst die Kleidung sich erstreckte. Manches an diesem Treiben, oder vielmehr Uebertreiben, ist freilich blos leeres Spiel gewesen und geblieben, woran Geschmack und Vernunft

viel auszusetzen haben; der Geist davon aber war nicht ohne Gehalt und sonder Zweifel eben derselbe, der in den letztverflossenen Jahren die Wunder gewirkt, deren wir uns alle freuen.

Im Jahre 1803 trat Friedrich Schlegel, in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift, Europa genannt, zuerst als schriftlicher Lehrer des neuen alterthümelnden katholisch-christelnden Kunstgeschmacks auf, streitend gegen die bisher gehegten Meinungen über ächte Kunst und die Art, sie zu fördern. Religion, Mystik, christliche Gegenstände, oder, wie es heißt, Sinnbilder, werden für Malerei und deren künftiges Gedeihen, als unerläßliche Erfordernisse ausgegeben. Der älteren Schule, das will sagen, Meistern und Werken aus der Zeit vor Raphael, wird über alle späteren der Vorzug eingeräumt; Tizian, Correggio, Julio Romano, del Sarto rc., die letzten Maler genannt. Mystisch-allegorischen Beziehungen legt Herr Schlegel große Wichtigkeit bei, glaubt dergleichen in Correggio's berühmtesten Werken entdeckt zu haben, und ist geneigt, solche bei Auseinandersetzung des Kunstcharakters dieses großen Meisters, nächst der musikalischen Eigenschaft desselben, für das ihn am meisten auszeichnende Verdienst zu achten. Die alte Deutsche Kunst enthält überschwengliche Lobsprüche, so, daß kühlere Kunstrichter

nicht wohl einstimmen konnten, wie aufrichtig vaterländisch auch sonst ihre Gesinnungen sein mochten. — Ein, selbst von anders Gesinnten, nicht abzuläugnendes Verdienst, hat sich übrigens Herr Schlegel erworben, daß er eben damals durch seine Anregung die Aufmerksamkeit der Forscher zuerst auf die Alt-Niederrheinische Malerschule und die in Köln befindlichen Werke derselben, hingelenkt. — Diese Europa nun, hat, seit sie erschienen, bis jetzt, ein gewissermaßen gesetzgebendes Ansehen, bei den Theilnehmern des von ihr begünstigten Kunstgeschmacks behauptet, und es ist kein Wunder: denn unstreitig ist in dem, was Herr Schlegel vorträgt, verglichen mit andern, dieselbe Sache bezielenden Schriften, noch am meisten Bestimmtes, Klares und vornehmlich Folgerechtes, anzutreffen. — Nur wenig Zeit verstrich, als man schon bemerken konnte, die neu aufgestellte Lehre habe bei Künstlern und Dilettanten große Gunst gewonnen. Dresden war der Hauptort, wo diese Gesinnungrn und Ueberzeugungen sich practisch entfalteten: denn ohngefähr um diese Zeit verfertigte daselbst ein junger hoffnungsvoller Maler, Runge genannt, aus Pommern gebürtig, seine, die vier Tageszeiten bedeutenden, später dem Publikum durch Kupferstiche bekannt gewordenen Federentwürfe; Darstellungen einer neuen wundersamen Art; ihrem äußeren Ansehn nach, dem Fache der sogenannten Grotesken verwandt, hinsichtlich auf den Sinn aber, wahre Hieroglyphen. — Die Hauptbilder bestehen

aus weiblichen Figuren, umgeben von kleinen Genien, Blumengeranke und dergleichen. In den Einfassungen, oder Rahmen, welche die Bedeutung der Hauptbilder verstärken sollen, hat sich der Künstler beflissen, mancherlei allegorische Zeichnungen anzubringen, Glorien und Kreuze, Rosen und Nägel, Kelche, Dornen u. s. w., alles in einer äußerst weiten, verwickelten Beziehung, mehr als bisher üblich gewesen. Die Allegorie der Blumen und Pflanzen, ist ihm eigenthümlich, und man kann sagen, er habe alles dahin Gehörige sehr geistreich gezeichnet, oft auch in geistreicher Beziehung angewandt. Ueberall äußert sich des Künstlers schönes, herzliches Talent, welches herben Sinn zu mildern, traurige und unfreundliche Bilder mit Anmuth zu schmücken unternimmt, und es ist keine Frage, daß Runge, lebend im sechzehnten Jahrhundert, gebildet unter Correggio's Leitung, einer der würdigsten Schüler dieses großen Meisters hätte werden müssen. Kurz nach Runge glückte es einem andern, gleichfalls aus Pommern gebürtigen, und in Dresden wohnenden Künstler, genannt Friedrich, ehrenvoll bekannt zu werden, vermittelst bewundernswürdig sauber getuschter Landschaften, in denen er, theils durch die Landschaft selbst, theils durch die Staffage mystisch-religiöse Begriffe anzudeuten suchte. Auf diesem Wege wird, wie auch gedachtem Runge in seiner Art begegnet ist, eben um der Bedeutung willen, manches Ungewöhnliche, ja das Unschöne selbst gefordert. Darum

hat auch Friedrich von Personen, welche die bezielten Allegorieen entweder nicht faßten, oder nicht billigten, viel Widerspruch erfahren, alle aber mußten zugeben, daß er den Charakter mancher Gegenstände, z. B. verschiedene Baumarten, alt verfallene Gebäude und dergl., mit redlichem Fleiße und Treue darzustellen wisse. — Auch die Maler Hartmann und von Kügelchen, beide Professoren an der Dresdner Kunstakademie, haben sich den neuen Geschmackslehren günstig bewiesen, indem sie in verschiedenen ihrer Werke mystische Beziehungen und anderes dahin Deutendes angebracht; doch ist solches nur gelegentlich und nicht in dem Maaße ausdauernd geschehen, daß man sie als entschiedene Anhänger und Parthiehäupter betrachten konnte. Zwei Brüder Riepenhausen, Söhne eines wackern Kupferstechers zu Göttingen, junge Männer von schönem Talente, versuchten anfänglich jenes berühmte Gemälde Polygnots, die Eroberung Trojas vorstellend, nach Anleitung des Pausanias durch Entwürfe zu versinnlichen; nachher aber wendeten sie sich zu biblischen und frommen Gegenständen, Madonnen und Legenden der Heiligen. Von letzterer Art erschien, im Jahre 1806, das Leben der Dulderin Genoveva, auf sechzehn Kupfertafeln, nach Tiecks poetischer Bearbeitung. Die Künstler gingen hierauf nach Rom, und haben, daselbst seither studirend und arbeitend, zur Aufrechthaltung und Verbreitung des neu-alterthümelnden Kunstgeschmacks nach Vermögen

beigetragen. Sie begannen eine Geschichte der neueren Kunst in Bildern, d. h., skizzirte Abbildungen verschiedener Gemälde des Cimabue, Giotto und anderer alten Florentiner. Die Fortsetzung dieses Werks ist uns nicht zu Gesicht gekommen, so wenig als das angekündigte Leben Karl des Großen, in cyklischer Darstellung. — Wenn wir nunmehr die bisher betrachtete Geschmacksrichtung weiter verfolgen und bemerken, was sich von den Jahren 1806 oder 1808 an, damit zugetragen, so ist wahrzunehmen, wie sich durch ganz Deutschland, unter den höheren und niederen Klassen, die Vorliebe für alles Alt-Nationale, oder als solches Angesehene erhielt, sich erweiterte, ja, während der Epoche feindlichen Drucks und Kränkungen, nur desto höher stieg. Von den Künsten folgte vornehmlich die Architektur solcher Richtung, nie wurden die alten sogenannten Gothischen Gebäude emsiger studirt, gepriesen, das wahrhaft Lobenswerthe an ihnen so gutmüthig überschätzt; man könnte diese Zeit füglich die Epoche ihrer Verherrlichung nennen. Gleichem Zuge folgend, wendeten sich nun auch unter den Malern mehrere von religiösen Gegenständen zu solchen, die irgend einigen Bezug auf vaterländische Geschichte, oder Dichtung hatten, und älteres Deutsches Kostume zuließen. So hat man verschiedene Thaten D. M. Luthers dargestellt gesehen, andere haben sich bemühet, Scenen aus Schillers Wallenstein zu bearbeiten. Ein junger Künstler Pforr aus

Frankfurt a. M., verfertigte eine zahlreiche Folge von Zeichnungen nach Göthes Götz von Berlichingen; auch desselben Dichters Erlkönig ist von vielen, sowohl Geschichts= als Landschaftsmalern zum Gegenstande erwählt worden. Am allermeisten muß jedoch Faust angezogen haben: denn wir könnten ein langes Register von Kunstwerken liefern, die aus demselben geschöpft worden. Unter die besten und hier anzuführen würdigsten, gehören drei Scenen, Faust mit Gretchen darstellend; zwei ausführlich gezeichnet, die dritte größer in Oel gemalt, von Näcke aus Dresden. Ebendaselbst hat ein ander Künstler Retsch, eine über das ganze Gedicht sich erstreckende Folge von sechs und zwanzig Blätter eigenhändig radirter Umrisse zu Stande gebracht. Viele Stücke aus dieser Folge, sind als geistreiche Kompositionen zu loben, alle empfehlen sich durch angemessenen Ausdruck und Charakter der Figuren. Doch das Bedeutendste in solcher Art von Darstellungen hat vor ganz kurzer Zeit Cornelius geliefert, ein Niederrheinischer Maler, von ungemeinen Anlagen, der, seit einigen Jahren in Rom sich aufhaltend, unter den Bekennern des neu=alterthümlichen Geschmacks, als einer der Häuptlinge angesehen wird. Von seinen erwähnten Darstellungen aus Faust, welche als Folge ebenfalls das ganze Gedicht umfassen, ist eine Abtheilung, von Ruscheweyh, zierlich radirt, im Publikum erschienen; sie enthalten reichere Kompositionen als Retsch's Blät=

ter und der Künstler scheint darin Dürern sich zum Vorbilde genommen zu haben. Ungefähr in gleichen Geschmack hat Cornelius auch verschiedene Zeichnungen nach dem Liede der Nibelungen ausgeführt. Die frühere religiöse Richtung des neuen Kunstgeschmacks verfolgte hingegen Overbeck, ein mit eben so schönen Naturgaben, als Cornelius ausgerüsteter, auch in Rom lebender junger Künstler, aus Lübeck gebürtig. Dieser, am liebsten Gegenstände aus der Bibel wählend, hält sich zur Art der alten italienischen Meister, weiß seinen Figuren, zumal den weiblichen, viel Anmuthiges, viel Zartes mitzutheilen, und macht zuweilen von Motiven, die man für schätzenswerth naiv erklären muß, löblichen Gebrauch. Derselben Weise, jedoch mit vorwaltender Neigung zu mystischen Allegorien, befleißt sich auch zu Rom der junge Maler Schadow, Sohn des berühmten Berliner Bildhauers. In Gesinnungen und Ansichten von der Kunst, schloß ferner den genannten wackern Männean sich noch ein junger Schweizer Maler, Ludwig Vogel an, welcher vor wenigen Jahren, durch ein nur erst untermaltes Biid, zu Rom die Bewunderung der Kunstgenossen auf sich gezogen. Gegenwärtig lebt er wieder in seinem Vaterlande. Besagtes Gemälde stellt die triumphirende Heimkehr der Schweizer, nach der von 1315 gelieferten Schlacht am Morgarten, dar, und wohl verdiente dle reiche poetische Erfindung, der belebte Ausdruck, das eigenthümliche Nationelle in Ge-

stalt und Gesichtszügen der Figuren, so großes Lob, als dem Werke zu Theil geworden, an welchem die ausnehmende Reinlichkeit, der, selbst geringfügiges Detail nicht verschmähende Fleiß, bereits in der ersten Anlage Breughels Zeit und Kunst in Erinnerung brachte. — Schriften, die den Geschmack, von dem wir hier handeln, begünstigen, Einfluß erlangt, oder zur weitern Ausbildung desselben, wesentlich beitragen, sind seit der Europa keine erschienen: die 1808 zu Dresden herausgekommene Zeitschrift, Phöbus, von H. v. Kleist und Adam Müller, enthält zwar Aufsätze von Männern, welche dahin einschlagende Gesinnungen hegen; allein das Werk fand zu wenig Theilnahme, als daß es hätte fortdauern und wirken können. — Alle Deutsche Länder wurden im Laufe der hierauf verflossenen Jahre zu sehr von Kriegesunruhen bewegt, als daß überhaupt ausübende Kunst hätte gedeihen können; das Wenige, was in der bestimmten Beziehung, die wir in's Auge gefaßt, zu Dresden und von Deutschen zu Rom geschehen, haben wir berichtet. Was in Prag und Wien etwa Aehnliches unternommen und ausgeführt worden sein mag, ist uns unbekannt. Eben so wenig kennen wir München von dieser Seite; einer Sage zufolge, soll jedoch die Neigung zum religiösen und Deutsch-Alterthümelnden daselbst vornehmlich unter den jungen studirenden Künstlern Eingang gefunden haben, worüber Unliebe zwischen ihnen und den Hellenisch-gesinnten Meistern entstanden. — Haben wir

aus dem bisher Vorgetragenen ersehen, wie der von uns betrachtete Kunstgeschmack entstanden, wie derselbe durch Vereinigung der Künstler und Literatoren mehr empor gekommen, endlich unter dem Einflusse äußerer Ereignisse, die jetzt bestehende Gestalt angenommen; so bleibt nochmals zu überschauen, in welchem Maaße diese Neigungen und neuen Lehren, theils auf die Kunst in ihren Erzeugnissen, theils auf Werthschätzung und Sinn für dieselbe gewirkt. Zuerst soll man billig das redliche Bestreben, den Ernst, Fleiß und die Ausdauer lobend anerkennen, womit mehrere, der das christlich-mystische, oder auch das vaterländische bezielenden Künstler, ihrem Zwecke großmüthig nachgerungen. Wie viel Zeit und tiefes Nachdenken muß nicht Runge auf die vorerwähnten allegorischen Blätter, die Tageszeiten vorstellend, verwendet haben! Sie sind ein wahres Labyrinth dunkler Beziehungen, dem Beschauer, durch das fast Unergründliche des Sinnes, gleichsam Schwindel erregend, und dennoch hatte der Künstler bei seiner Arbeit weder Aussicht auf Gewinn, noch irgend einen andern Zweck als reine Liebe zur Sache. Wie wenig ist nicht der wackere Friedrich ermuntert worden; aber er wendete sich dennoch nicht von seinen mystisch-allegorischen Landschaften ab, weil ihm der eingeschlagene Weg, als der rechte, zum wahren Ziele der Kunst leitende vorkommt, und eben dieses ist mit Overbeck sowohl, als mit Cornelius der Fall, welche zuverlässig alle beide hinreichende Geschicklichkeit

besäßen, Werke heiteren Sinnes, angenehm in die Augen fallend, vermuthlich auch vom bezahlenden Publikum noch besser aufgenommen, zu verfertigen; allein sie wollen lieber ihrer einmal gefaßten Ueberzeugung folgen, und vermeinen, jener in Darstellung biblischer Gegenstände nach der alt-italienischen Weise, dieser durch romantische Bilder mit alt-deutschem Kostüme und Widerscheine von Albrecht Dürers Art, die Blume der Kunst zu brechen. Noch Anderer eben so redliches, eben so unverdrossenes Bestreben, könnten wir, wofern es nöthig wäre, namentlich anführen. Ferner verdient angemerkt und gerühmt zu werden, wie ein großer Theil, ja die meisten sich zu diesem Geschmack bekennenden Künstler ungemeine Sorgfalt auf reinliche, zarte Behandlung ihrer Werke verwenden. Overbeck, Cornelius u. a., sind in solchem Betracht musterhaft zu nennen. Dieses möchte indessen wohl der beste Gewinn sein, welcher aus Nachahmung, der in mancherlei Hinsicht mangelhaften Kunst der alten Maler, sich ergeben. Denn, wie man es auch anstellen mag; ein freiwilliges, vorsetzliches Verzichtleisten auf alle Vortheile der ausgebildeten Kunst, läßt sich nicht vertheidigen, noch weniger gut heißen. Selbst mit den künstlichsten Wendungen werden die Jünger des Klosterbruders und der Europa, den gesunden Sinn doch niemals überreden, daß ein Gemälde darum erbaulicher oder vaterländischer sei, wenn es kunstlos angeordnet ist, wenn Licht und Schatten, Haltung und malerische Wirkung unbeachtet gelassen, die Figuren

wunderlich kostumirt sind; wenn das Kolorit des Fleisches eintönig, die Farben der Gewänder nicht auf erforderliche Weise gebrochen sind, und das Ganze eben deswegen flach und unfreundlich ausfällt. Das ist denn auch die unbezweifelte Ursache, warum Zeichnungen dieser Art, immer noch mehr Beifall finden, und gefunden haben, als Gemälde, weil dort das Mangelhafte weniger zur Erscheinung kommt, oder besser gesagt, weil an solchen Gemälden mehrere der wesentlich nothwendigen Kunsteigenschaften vermißt werden. Erinnerungswerth ist es hierbei, ja warnend, daß Künstler, welche dem Scheine alterthümlicher Einfalt nachjagen, so häufig zu den Manieristen sich verirren; nicht selten begegneten wir auf eben demselben Blatte dem Giotto und zugleich auch dem Bronzino, oder Salviati, auch haben wir den Albrecht Dürer zuweilen in Gesellschaft von Golzius und Spranger, gefunden. Obgenannter Friedrich zu Dresden, ist bisher noch immer der einzige geblieben, welcher in landschaftliche Gemälde und Zeichnungen mystisch-religiöse Bedeutung zu legen versuchte. Er unterscheidet sich übrigens von denen, welche Aehnliches mit Figuren beabsichtigen, darin, daß er nicht alte Meister, sondern unmittelbar die Natur nachzuahmen beflissen ist. Seine Erfindungen haben durchgängig das ehrenwerthe Verdienst, daß sie gedacht sind; weil aber düstere Religionsallegorieen, anmuthiger und schöner Darstellung, meistens nicht zusagen, er überdem die Kunst der Be-

leuchtung entweder nicht kennt, oder verschmähet, wie er denn auch bei Anwendung der Farben, deren Milderung und Uebereinstimmung nicht beachtet, so befriedigen seine sauberen Visterzeichnungen das Auge besser, als die Gemälde, und Friedrich befindet sich wegen Vernachlässigung der Kunstregeln, mit allen seinen Geschmacksgenossen, welchem Fache sie auch zugehören, in gleichem Nachtheil. Das Kunstwerk soll zwar den Geist des Beschauers unterhalten, dessen Gemüth ansprechen, aber eben darum, weil es geschauet werden muß, verlangt das Auge zugleich wohlthuende Befriedigung, und was hindert den Künstler, wahres Kolorit, gefällige Beleuchtung und Formen der schönen Natur bedeutend zu gebrauchen? Eben in geschickter Vereinigung des geistig Bedeutenden und des sinnlich Rührenden feiert die ächte Kunst ihren Triumph.— Hinsichtlich auf die Bildhauerei, dürfen wir nicht zu erwähnen vergessen, daß dieselbe unter alle dem erzählten Treiben, von jedem Einflusse der ungünstige Folgen für sie hätte haben können, verschont blieb, und daß sie nicht von dem Wege abwich, den sie seit Mengs und Winkelmann eingeschlagen. Ihre Muster blieben daher, und sind immer noch die griechischen Denkmale; auch nicht ein einziger ernstlicher Versuch ist, so viel wir wissen, gemacht worden, Alt-Deutsche oder Italienische Meister im Plastischen nachzuahmen, zu andächteln, und allegorisch mit dem guten und bösen Prinzip zu spielen. Wenden wir uns nun endlich zur

Architektur, den in derselben herrschenden Gothischen, oder nach der beliebten Benennung, Alt-Deutschen Geschmack bedenkend; so konnte es mit dieser Art von Nachahmung doch eben auch nicht weit gedeihen, besonders da jenes Handwerk völlig erloschen war, das ihr hätte zur Hülfe kommen müssen. Und so giebt es artistische sowohl, als technische Ursachen, ethische und mechanische, warum es durchaus unmöglich ist, sich ganz in den Geist vergangener Zeiten zu versetzen, denselben ihr Eigenthümliches abzuborgen. Gehe man alle Zeiten durch, beachte man alle je geschehenen Versuche, sich in den Künsten Früheres oder Auswärtiges anzueignen, und man wird bald überzeugt sein, daß es nie wahrhaftig gelang. Will man Beispiele hierfür, so verweisen wir auf ein benachbartes kultivirtes Volk, dem es eben so wenig gelingen mochte, vor etwa funfzig Jahren, in Bildern und Gebäuden den eigenthümlichen Geschmack der Chinesen nachzuahmen, als ihm unlängst die Nachahmung des Aegyptischen, Griechischen und Römischen gerieth, und als nun in Deutschland die Nachahmung alter Deutschheit gelingen kann. — Da sich überdies von den Künsten nur etwa die äußere Form und allgemeine Regeln fortpflanzen, herübernehmen lassen; so folgt, daß je vollkommener diese sind, desto ergiebiger, nützlicher auch das Studium derselben, und desto glücklicher die Nachahmung der mit solcher Freiheit studirten Kunstwerke sein wird. Wobei noch zu bemerken steht, daß die

Schwierigkeiten der Nachahmung, wegen mehr oder minderer Vortrefflichkeit der nachzuahmenden Musterbilder, weder geringer, noch größer werden. Hieraus geht nun hervor, daß es in Bezug auf die Kunst, am sichersten und vernünftigsten ist, sich ausschließlich mit dem Studium der alten Griechischen Kunst, und was in neuerer Zeit sich an dieselbe anschloß, zu befassen; hingegen immer gefährlich und vom rechten Wege ableitend, andere Muster zu suchen. Wird uns aber im Widerspruche das Anziehend-Unschuldige, Rechtliche, Einfache der Alt-Italienischen und Deutschen Maler vor allen anderen früherer und späterer Zeiten, als höchst gemüthlich und allein aus der christlichen Religion sich entfaltend, gepriesen, so läugnen wir das Einwirken religiöser Stimmung einiger älterer Meister auf ihre Werke keineswegs; doch um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, bemerken wir Folgendes: Das Wort Gemüth, wird im rechten Sinne alsdann gebraucht, wenn mehrere schätzenswerthe Eigenschaften des Menschen vereinigt, zur Erscheinung kommen, und, indem sie ihren Werth offenbaren, zugleich einen angenehmen, lieblichen Eindruck auf uns bewirken. In diesem Sinne schreiben wir einem Künstler, einem Kunstwerke Gemüth zu. Nun ist keine Frage, daß, wenn Ergebenheit in dem göttlichen Willen, Duldung eigener Leiden, Theilnahme an fremdem, sich in Gesichtsbildung, Gebehrden und Handlungen offenbart, alsdann die Frömmigkeit eines solchen Gemüths eindring=

lich, ja hinreißend, auf uns wirken muß. — Allein das fromme Gemüth ist nicht das Einzige: denn das rein Gemüthliche kann sich im Heiteren, Großen, ja Erhabenen offenbaren, und in diesem Sinne war die Griechische Kunst höchst gemüthvoll. Bekennen doch die Alten selbst, daß der olympische Jupiter der Religion höchst vortheilhaft geworden, daß also die Betrachtung desselben gleichfalls zur Frömmigkeit, aber nicht zu einer solchen, wie wir sie denken, den Beschauer hinauf gezogen habe. Hält man dieses recht fest im Auge, so erscheint auch der Widerstreit zwischen alter und neuer Kunst, zwischen christlicher und Hellenischer, keinesweges so schreiend, als er manchmal ausgesprochen wird. Schließlich aber wollen wir der erwachten Neigung zum Alterthümlichen auch ein billiges Lob nicht entziehen, und bekennen, daß man derselben, vornehmlich in Deutschland, die Erhaltung einer unzähligen Menge von Kunstmerkwürdigkeiten verdankt. Weder dem Urtheile, noch der Wißbegierde, noch den Gesinnungen, hat es früher Ehre gemacht, wenn man die alten Denkmale unserer nationalen Kunst, theils aus schmählicher Rohheit, theils aus Geschmacks-Dünkel, wenig achtete, und es ist so nützlich als rühmlich, daß nunmehr an verschiedenen Orten, öffentliche und Privatversammlungen von dergleichen Werken angelegt worden. Schon vor dreißig Jahren haben wahre Kunstfreunde, die in ein einem Saale der Münchner Gallerie beisammen aufgestellten Gemälde von alten

Deutschen und Niederrheinischen Meistern, mit Vergnügen betrachtet, und in geschichtlicher Hinsicht, Unterricht daraus geschöpft, wozu jetzt, da gedachte Sammlung nach Schleißheim gesetzt, und sehr vermehrt worden, noch bessere Gelegenheit sein mag. Auf der Burg zu Nürnberg, und also recht im Mittelpunkte der alten Oberdeutschen Kunst, findet man seit einigen Jahren ebenfalls eine Menge solcher Werke zusammengebracht, und diese Sammlung verdient die Aufmerksamkeit desto mehr, weil sie, außer den Gemälden, noch einen reichen Vorrath von Schnitzarbeiten enthält. Auch die Stadt Frankfurt a. M. ehrt sich und die Deutsche Kunst dadurch, daß sie alle aus den aufgehobenen Kirchen und Klöstern herrührenden alten Gemälde, sorgfältig aufbewahren läßt. Leipzig hat eine Sammlung von etwa dreißig Stück alten Bildern, durch glückliches Forrschen eines Liebhabers und Kenners, Herrn Quandt, erhalten, welcher dieselben aus abgelegenen Räumen der St. Nicolaus- und Thomas-Kirche zusammengesucht, und worunter einige treffliche Arbeiten des Lucas Cranach befindlich. Aus allen Privatsammlungen dieser Art, fügte sich jedoch keine unter glücklicheren Ereignissen, mit mehr Einsicht und zweckmäßigem Aufwande zusammen, als die der Herren Boisseree zu Heidelberg, desgleichen von dem was die Herren Wallraf und von Lieversberg in Köln besitzen. Diejenige bedeutende Anzahl von Gemälden alter Deutscher Meister, welche der Herr Fürst von

Wallerstein aufgestellt hat, könnte man füglich eine Gallerie nennen, und es ist sehr zu wünschen, daß irgend ein Sachkundiger dem Publikum bald näheren Bericht darüber abstatten möge. Die genannten öffentlichen und Privatsammlungen, nebst andern, welche uns vielleicht unbekannt geblieben sind, werden ohne Zweifel noch eine weitere Verbreitung der Liebhaberei und Sammlerlust bewirken; auch müßten wir sehr irren, wenn nicht diese An- und Aufregung der so dunkeln und lückenhaften Deutschen Kunstgeschichte älterer Zeit erhebliche Aufklärungen verschaffen sollte. Den stillen gemüthlichen Freunden der Kunstwerke alter Denkmale und Einrichtungen, war freilich das Aufheben so vieler Kirchen und Klöster, im Verlauf der letzten zehn bis zwanzig Jahre, sehr ängstigend, sie befürchteten, und wohl nicht mit Unrecht, von dem Stören und Rücken und Bewegen, den Untergang manches Köstlichen; in der That mag viel Schätzbares beschädigt, wohl gar vertilgt worden sein; aber es kam hingegen auch viel Verborgenes ans Licht, viel Vernachlässigtes wurde hervorgezogen, viel wenig Bekanntes wurde bekannter; die Gelegenheit zu sammeln erweckte Sammler und Liebhaber, so, daß zwischen Verlust und Gewinn eine Art von Ausgleichung statt gefunden, und alles erwogen, die Kunst sich über keinen wesentlichen Nachtheil zu beschweren hat. Von alten würdigen Denkmalen der Architektur, sind zwar hin und wieder, vornehmlich in den Rheingegenden, viele beschädigt, selbst

einige zerstört worden. Kriegswuth und rechnende kleine Gewinnsucht, haben hierzu einander die Hände geboten; allein die Alterthums- und Vaterlandsliebe wackerer Kunstfreunde trachtete auch diesem Verluste zu begegnen. Herrn Mollers Hefte, von denen bereits vier erschienen sind, enthalten die allerschätzbarsten Beiträge zum Studium der Geschichte der Deutschen Architektur, und mehrere der in gedachten Heften abgebildeten Gebäude sind eben solche, die ein trauriges Schicksal ereilte. Das große Werk der Herrn Boisseree über den Dom zu Köln, ist bereits begonnen, und wir dürfen davon, nicht allein hinsichtlich auf das Domgebäude, sondern im Allgemeinen über die alte Architektur am Niederrheine Aufschluß und Belehrung erwarten. Erheben wir uns endlich noch auf den höchsten, alles übersehenden Standtpunkt, so läßt sich die betrachtete patriotische Richtung des Kunstgeschmacks, wohl billig als ein Theil, oder auch als Folge der mächtigen Regung betrachten, von welcher die Gesammtheit aller zu Deutschland sich rechnenden Völker begeistert, das Joch fremder Gewalt großmüthig abwarf, die bekannten ewig denkwürdigen Thaten verrichtete, und aus Besiegten sich zu Ueberwindern emporschwang. Wir sind dieser Ansicht um so mehr geneigt, als sie unser Urtheil gegen die Theilnehmer an besagtem Kunstgeschmacke mildert, den Schein willkührlicher Irrung großen Theils von ihnen abwälzt; denn sie fanden sich mit dem gewaltigen Strome herrschender Meinungen und Gesinnungen fortgezogen.

Da aber jener National=Enthusiasmus, nach erreichtem großen Zwecke, den leidenschaftlichen Charakter, wodurch er so stark und thatfertig geworden, ohne Zweifel wieder ablegen, und in die Grenzen einer anständigen würdigen Selbstschätzung zurücktreten wird, so kann sich alsdann auch die Kunst verständig fassen lernen, und die beengende Nachahmung der älteren Meister aufgeben, ohne doch denselben und ihren Werken die gebührende und auf wahre Erkenntniß gegründete Hochachtung zu entziehen. Ein gleiches gilt von der Religiosität. Die ächte, wahre, die dem Deutschen so wohl ziemt, hat ihn zur schlimmsten Zeit aufrecht erhalten, und mitten unter dem Drucke, nicht allein seine Hoffnungen, sondern auch seine Thatkräfte genähret. Möge ein so würdiger Einfluß bei fortwährendem großen Drange der Begebenheiten der Nation niemals ermangeln; dagegen aber alle falsche Frömmelei, aus Poesie, Prosa, und Leben bald möglichst verschwinden und kräftigen heiteren Aussichten Raum geben! (Vergl. Bd. 5. S. 299.)

Jene Maximen, welche mit einer theils zeitgemäßen, theils zufälligen Kunstrichtung zusammentrafen, und vorgefaßte Neigungen begünstigten, haben eine so große Wirkung gethan, daß bis auf den heutigen Tag, alles was kunstgemäß vernünftig ausgesprochen werden kann, wenig Eingang findet. Demohngeachtet möchten jene bisher für sibyllinisch gehaltenen Dogmen, wenn man sie einzeln näher betrachtet, und mit uralten,

ewig wahren Kunstüberzeugungen zusammen hält, ihre erschlichene Autorität nach und nach völlig verlieren.

68.

Ein wichtiges Resultat, das uns die Kunstgeschichte verleiht, ist folgendes. Je höher, herrlicher und reiner die bildende Kunst sich auf diesem Erdenrunde hervorthat, desto langsamer war das Abnehmen derselben, ja selbst im Niedersteigen ruhte sie noch oft auf glänzenden und leuchtenden Stufen. Von Phidias bis auf Hadrian, bedurfte es voller sechshundert Jahre, und wer besitzt nicht noch mit Ergötzen ein Kunstdenkmal aus den Zeiten dieses Kaisers! — Von dem übermenschlichen aber auch die Menschheit gewaltsam überbietenden Michel Angelo, bis zu dem manierirtesten Spranger, waren kaum einhundert Jahre nöthig, um die Kunst von angestrengter Großheit, zu überstrengter Fratzenhaftigkeit herunter zu ziehen. Und doch werden Liebhaber immer mit dem größten Vergnügen gelungene Arbeiten Sprangers in ihren Sammlungen aufnehmen. — Von dem kränklichen Klosterbruder hingegen und seinen Genossen, welche die seltsame Grille durchsetzten, „merkwürdige Werke ganz neuer Art, Hieroglyphen, „wahrhafte Sinnbilder, aus Naturgefühlen, Naturansich„ten, Ahndungen willkührlich zusammengesetzt, entfernt „von der alten Weise der Vorwelt;“ zu verlangen,

rechnen wir kaum zwanzig Jahre, und dieses Geschlecht sehen wir schon in den höchsten Unsinn verloren. Zeugniß hievon ist ein zur Berliner Ausstellung eingesendetes, aber nicht aufgestelltes Gemälde, nach Dante. Eine lebensgroße Figur mit grüner Haut. Aus dem enthaupteten Halse sprützt ein Blutquell, die Hand des rechten, ausgestreckten Armes, hält den Kopf bei den Haaren, dieser, von innen glühend, dient als Laterne, wovon das Licht über die Figur ausgeht. (!)

69.

Künstler! Zeiget nur den Augen
Farben=Fülle, reines Rund!
Was den Seelen möge taugen,
Seid gesund und wirkt gesund.

70.

Entweicht, wo düstre Dummheit gerne schweift,
Inbrünstig aufnimmt, was sie nicht begreift;
Wo Schreckens=Mährchen schleichen, stutzend fliehn,
Und unermeßlich Maaße lang sich ziehn.

71.

Modergrün aus Dante's Hölle
Bannet fern von Eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß.

72.

Die Lust der Deutschen am Unsichern in den Künsten, kommt aus der Pfuscherei her: denn wer pfuscht, darf das Rechte nicht gelten lassen, sonst wäre er gar nichts.

73.

Es begegnete und geschiehet mir noch, daß ein Werk bildender Kunst, mir beim ersten Anblicke mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahnde ich aber ein Verdienst daran, so suche ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen; an den Dingen werde ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

74.

Man sagt: studire Künstler die Natur! Es ist aber keine Kleinigkeit, aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne, zu entwickeln. — Die Zudringlichkeiten junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen, sie werden im Alter die wahrsten Verehrer der Kunst und des Meisters.

75.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.

76.

Sprichst Du von Natur und Kunst,
Habe beide stets vor Augen;
Denn was soll die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst.

Eh' Du von der Liebe sprichst,
Laß sie erst im Herzen leben;
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz Dir Feuer geben.

Anmerk. des Herausgebers. Die besonderen Werke zur Theorie und Geschichte der bildenden Künste, welche Göthe herausgegeben hat, sind folgende:

1) Leben des Benvenuto Cellini, übersetzt und mit einem Anhange herausgegeben. Tübingen, bei Cotta. 1803. 8. 2 Theile.
2) Winkelmann und sein Jahrhundert, in Briefen und Aufsätzen. Tübingen, bei Cotta. 1806. 8.
3) Philipp Hackert, Biographische Skizze, meistens nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen. Tübingen, bei Cotta. 1811. 8.

und sodann noch folgende zwei besondere Zeitschriften für bildende Kunst:

1) Propyläen, eine periodische Schrift. Tübingen, bei Cotta. 1798 — 1800. 3 Bde., jeder zu 2 Heften. 8. (Die darin angefangenen Programme über die von der Gesellschaft der Weimarischen Kunstfreunde ertheilten Preisaufgaben für Werke der bildenden Kunst, wurden nach dem, leider so frühen, Schlusse dieser Zeitschrift, noch einige Jahre in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung fortgesetzt.)

2) Ueber Kunst und Alterthum. Stuttgardt, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1817 — 1825. Bis jetzt 5 Bände, jeder zu 3 Heften. 8.

Einen Entwurf einer allgemeinen Kunstgeschichte des 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderts, enthält das Werk: Winkelmann und sein Jahrhundert; so wie eine geschichtliche Uebersicht der neuesten Deutschen Kunst: der Aufsatz: „Ueber die Neu-Deutsche, religiös-patriotische Kunst," nebst: „Anmerkungen und Belegen dazu," in der Zeitschrift Kunst und Alterthum, 1ster Band 2tes Heft.— S. ebendaselbst Band 4. Heft 1 u. 3. Göthe's Bemerkungen über Heinrich Meyer's „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen," und die „Biographieen Nürnbergischer Künstler."

Ueber Kunst-Schulen, Akademieen und Sammlungen, s. die Abhandlung: „Ueber Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Kunst," im 2ten Bande der Propyläen; „Bemerkungen über die Gallerieen zu Dresden und Mannheim, und über bildende Kunst in Italien, in Göthe's Lebensgeschichte und folgende Aufsätze in Kunst und Alterthum:

1) Kunstschule zu Köln und daraus sich entwickelndes neues Kunstleben. Bd. 1. Heft 1.
2) Kunstschätze zu Bonn. Bd. 1. Heft 1.
3) Kunstsammlungen zu Frankfurt a. M. Bd. 1. Heft 1.
4) Zeichenschule zu Hanau. Bd. 1. Heft 1.
5) Gemälde zu Aschaffenburg. Bd. 1. Heft 1.
6) Kunstsammlung zu Darmstadt. Bd. 1, Heft 1.
7) Gemäldesammlung der Gebrüder Boisseree in Heidelberg. Bd. 1. Heft 1 und 2.
8) Kunstakademieen zu Prag. Bd. 1. Heft 2.
9) Vorschläge zur Einrichtung von Kunstakademieen, rücksichtlich besonders auf Berlin. Bd. 3. Heft 1.
10) Königliches Museum zu Berlin. Bd. 3. Heft 2 u. 3.
11) Weimar'sche Pinakothek. Bd. 3. Heft 3.

2) Ueber Architektur und Gartenkunst.

77.

Scheint es doch, als wäre die Architektur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menschen, in einer Folge von Zeit, nichts zu leisten ist, und daß in Künsten und Thaten nur dasjenige zu Stande kommt, was, wie Minerva, erwachsen und gerüstet, aus des Erfinders Haupt hervorspringt.

78.

Jemehr ich die Façade des Strasburger Münsters betrachtete, desto mehr nur bestärkte und entwickelte sich in mir der erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen: so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken; so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werthe wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und

beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten. Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unseren Augen mächtig entgegnet. Näheren wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden, und zuletzt verschwinden; so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahiren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen; so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheueren Fläche, deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahndungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei senkrechte, länglichviereckte Oeffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend kontrastiren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke

reihen sich drei Oeffnungen an einander, welche zu Glokkenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst siehet man das Ganze durch die Ballustrade der Gallerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume, werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendikulare Abtheilungen getrennt. Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht absprechen kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Eintheilungen dazwischen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes. Verharren wir aber bei unserer Abstraktion und denken uns die ungeheuere Wand ohne Zierathen, mit festen Strebepfeilern, in derselben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur in so fern sie das Bedürfniß fordert; gestehen wir auch diesen Hauptabtheilungen gute Verhältnisse zu: so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig, unerfreulich und als zierdelos unkünstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Theilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinstimmung aller entwickelten Einzelnheiten statt finden. Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade: denn wir sehen alle und jede Zierathen jedem Theile, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen

aus ihm entsprungen. Eine solche Mannigfaltigkeit giebt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet, und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen. Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhohen Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen, und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von uuerschütterlicher Festigkeit geben. Dieses Räthsel ist auf das glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besonderen Charakter, der aus der eignen Bestimmung hervortritt; dieser kommunicirt sich stufenweise den Unterabtheilungen, daher alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und so das Angenehme im Ungeheueren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rohrsäulen der perpendikularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden,

zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blatt-reihe, oder als irgend ein anderes im Steinsinn umge-formtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Ge-bäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurtheilung und Belebung mei-ner Aussage. Sie könnte Manchem übertrieben scheinen: denn ich selbst, zwar im ersten Augenblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Werthe innig bekannt zu machen. Unter Tadlern der Gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, ver-worrenen Zierathen, die durch ihre Willkührlichkeit einen religios-düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geist-lose Werke dieser Art, an denen man weder gute Ver-hältnisse, noch eine reine Konsequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelns-werthe keinesweges erschien, sondern vielmehr das Ge-gentheil davon sich aufdrang. Wie ich nun aber immer länger sah, und überlegte, glaubte ich über das Vorge-sagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausge-funden war das richtige Verhältniß der größeren Abthei-lungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser man-

nigfaltigen Zierathen unter einander, die Hinleitung von einem Hauptttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuern, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr gerieth ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studiren, theils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wieder herzustellen. Da ich nun, an alter Deutscher Stätte, dieses Gebäude gegründet und in ächter Deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabsteine gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprunges war; so wagte ich, die bisher verrufene Benennung Gothischer Bauart, aufgefordert durch den Werth dieses Kunstwerks, abzuändern, und sie als Deutsche Baukunst unserer Nation zu vindiciren, sodann aber verfehlte ich nicht, erst mündlich, und hernach in einem kleinen Aufsatze, D. M. Erwini a Steinbach, gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen.

Köln war auch der Ort, wo das Alterthum eine solche unzuberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms (denn ein nichtfertiges Werk ist einem zerstörten gleich), erregte die von Strasburg her gewohnten Gefühle. Kunstbetrachtungen konnte ich

nicht anstellen, mir war zu viel und zu wenig gegeben, und Niemand fand sich, der mir aus dem Labyrinthe des Geleisteten und Beabsichtigten, der That und des Vorsatzes, des Erbaueten und Angedeuteten, hätte heraushelfen können, wie es jetzt wohl durch unsere fleißigen beharrlichen Freunde geschiehet. In Gesellschaft bewunderte ich zwar diese merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einsam versenkte ich mich in dieses, mitten in seiner Erschaffung, fern von der Vollendung schon erstarrte Weltgebäude, immer mißmuthig. Hier war abermals ein ungeheuerer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen!

Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das Erste worauf ich drang, war, daß man sie Deutsch und nicht Gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle; das Zweite, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz anderen Prinzip entsprungen sei. Wenn jene, unter einem glücklicheren Himmel, ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen, und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, massiven Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach, zu durchbrechen, und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe galt von den Thürmen,

welche nicht, wie die Kuppeln, nach Innen einen Himmel bilden, sondern außen gen Himmel streben, und das Dasein des Heiligthums, das sich an ihre Base gelagert, weit umher den Ländern verkünden sollten. Das Innere dieser würdigen Gebäude wagte ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu berühren. Hätte ich diese Ansichten, denen ich ihren Werth nicht absprechen will, klar und deutlich, in vernehmlichem Styl abzufassen beliebt, so hätte der Druckbogen von Deutscher Baukunst, D. W. Erwini a Steinbach, schon damals, als ich ihn herausgab, mehr Wirkung gethan, und die vaterländischen Freunde der Kunst früher aufmerksam gemacht; so aber verhüllte ich, durch Hamanns und Herders Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen, und verfinsterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und Andere. Demohngeachtet wurden diese Blätter gut aufgenommen, und in dem Herderschen Heft, von Deutscher Art und Kunst, nochmals abgedruckt.

79.

Zu einem vollkommnen Park
Gebraucht man Tiefen und Höh'n,
Eine Musterkarte von allem Gesträuche,
Krumme Gänge, Wasserfälle, Teiche,

Pagoden, Höhlen, Wiesen, Felsen und Klüfte,
Eine Menge Reseda und andres Gedüfte,
Weimuthsfichten, Babylonische Weiden, Ruinen,
Einsiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moscheen und Thürme mit Kabinetten,
Von Moos sehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fischerhütten, Pavillons zum Baden,
Chinesisch-Gothische Grotten, Kiosken, Tings,
Maurische Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Ein Einziges ist noch zurücke,
Und drauf ist jeder Lord so stolz;
Das ist eine ungeheure Brücke
Von Holz,
Und einem Bogen von Hängewerk;
Das ist unser ganzes Augenmerk.
Denn ernstlich kann kein Park bestehn
Ohne sie, wie wir auf jedem Kupfer sehn.
Auch in unsern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Kommunikation, wie bekannt,
Dem man sich auch gleich stellen muß,
Elysium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke schon,
Doch leider Acheron und Pyriphlegeton
Speien ewige Flammen,
Da fehlts uns an gescheidten Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zusammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Kostüme leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß so eine Brücke sein.

Denn, Notabene! In einem Park
Muß Alles Ideal sein,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal' ein.
So verstecken wir zum Exempel,
Einen Schweinstall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, versteht mich schon,
Wird geradeswegs ein Pantheon,
Die Sach' ist, wenn ein Fremder drin spaziert,
Daß alles wohl sich präsentirt;
Wenn's dem denn Hyperbolisch dünkt,
Posaunt er's hyperbolisch weiter aus;
Freilich der Herr vom Haus
Weiß meistens, wo es stinkt.

Anm. d. Herausg. S. die besondere Schrift Göthe's: „Von Deutscher Baukunst, D. M. Erwini a Steinbach, 1772. 8. (Auch aufgenommen in Herder's: von Deutscher Art und Kunst, einige fliegende Blätter. Hamburg, 1773. 8.) und über Altdeutsche Baukunst, noch folgende Aufsätze in seiner Zeitschrift, Kunst und Alterthum:

1) Ueber den Dom zu Köln, Moller's Baurisse und Boisseree's Ansichten desselben. Band 1. Heft 1 und 2. Band 4. Heft 1.
2) Ueber den Strasburger Münster, und Erwin von Steinbachs Grabschrift. Bd. 1. Heft 2.
3) Ueber Steinmetzen-Brüderschaft. Band 1 Heft 1.
4) Von Deutscher Baukunst. Band 4. Heft 1.
5) Von Deutscher Baukunst, insbesondere von dem Strasburger Münster; geschrieben 1772. Band 4. Heft 3. (Wiederabdruck der obigen Schrift Göthe's: Von Deutscher Baukunst, D. M. Erwini a Steinbach.)

Viele zerstreute Bemerkungen über einzelne Werke der Alt-Deutschen und Italienischen Baukunst sind in Göthe's Lebensgeschichte enthalten.

3) Ueber Sculptur.

80.

Gellerts Monument von Oeser.

Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte;
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne,
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann,
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

81.

Auf zweierlei Weise kann der Geist höchlich erfreuet werden, durch Anschauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenstand, der nicht immer bereit ist, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt ist. Der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit, und ist selbst das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstre Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: ut pictura poesis, war auf einmal beseitiget, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nahe ihre Basen auch zusammen stoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem Redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik,

ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst, und glaubten mit einigem Mitleid auf das so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in Deutschen Bildwerken und Gedichten, das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, so wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte. Am meisten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt, und beide, wie es Menächmen geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern, und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen. Die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe erscheint nur dem Gemüth, auf welches sie ihre unendliche Wirksamkeit ausüben, erscheint nur der Zeit, in welcher sie ersehnt, im rechten Augenblicke hervortreten. Da beschäftigen sich die, welchen mit solcher Nahrung gedient ist, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit, und erfreuen sich eines überschwenglichen Wachsthums, indessen es nicht an Menschen fehlt, die sich auf der Stelle einer Wirkung widersetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln.

82.

Auf den Laokoon war meine größte Aufmerksamkeit gerichtet, und ich entschied mir die berühmte Frage, warum er nicht schreie, dadurch, daß ich mir aussprach, er könne nicht schreien. Alle Handlungen und Bewegungen der drei Figuren gingen mir aus der ersten Konception der Gruppe hervor. Die ganze so gewaltsame als kunstreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwei Anlässen zusammengesetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen, und aus dem Fliehen vor dem augenblicklichen Biß. Um diesen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreien unmöglich gemacht werden. So entschied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebissen sei, und wie ich mir sonst noch das Kunstreiche dieser Gruppe auszulegen suchte. Ich schrieb hierüber einen Brief an Oesern, der aber nicht sonderlich auf meine Auslegung achtete, sondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiederte. Ich aber war glücklich genug, jene Gedanken festzuhalten und bei mir mehrere Jahre ruhen zu lassen, bis er sich zuletzt an meine sämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anschloß, in welchem Sinne ich ihn sodann bei Herausgabe der Propyläen mittheilte.

83.

Gespräch über das Nackte in der Sculptur.

„Wir konnten bemerken, daß der Oheim mit seinem Gaste sich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat, mit zwei Reisegefährten. Wir Mädchen, die wir uns, in Erwartung dieses Besuches, zum Besten geputzt hatten, eilten ihr sogleich entgegen, und hießen sie willkommen. Wir fragten sie, was sie zu sehen beliebe? Sie versicherte, daß sie in einem Kabinette am liebsten allein herum gehe, sich ihren Gefühlen zu überlassen. Wir überließen sie ihren Gefühlen und hielten uns in einer anständigen Entfernung. Als ich hörte, daß sie über einige Niederländische Bilder und deren unedle Gegenstände sich gegen ihren Begleiter mit Tadel herausließ, glaubte ich meine Sache recht gut zu machen indem ich ein Kästchen auf die Staffelei hob, worin sich eine köstliche, liegende Venus befindet. Man ist über den Meister nicht einig, aber einig, daß sie vortrefflich sei. Ich öffnete die Thüren und bat sie ins rechte Licht zu treten. Jedoch, wie übel kam ich an! Kaum hatte sie einen Blick auf die Tafel geworfen, als sie die Augen niederschlug, und mich alsdann sogleich mit einigem Unwillen ansah. Ich hätte, rief sie aus, von einem jungen bescheidenen Mädchen nicht erwartet, daß sie mir einen solchen Gegenstand gelassen vor die Augen stellen würde.

— Wie so? fragte ich. — Und Sie können fragen! versetzte die Dame. Ich nahm mich zusammen, und sagte mit scheinbarer Naivität: Gewiß, gnädige Frau, ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen dieses Bild nicht vorstellen sollte, vielmehr, indem ich diesen Schatz unserer Sammlung, den man gewöhnlich nur erst spät zeigt, gleich vom Anfange vorstelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung abzulegen. — Die Dame. Also die Nacktheit beleidigt Sie nicht? — Julie. Ich wüßte nicht, wie mich das Schönste beleidigen sollte, was das Auge sehen kann; und überdies ist mir der Gegenstand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf gesehen. — Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben, die solche Gegenstände nicht vor Ihren Augen verheimlichten. — Julie. Um Vergebung! Wie hätten sie das sollen? Und wie hätten sie es gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeschichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Fellen, man erließ mir die Schuppen der Fische nicht, und man hätte mir sollen ein Geheimniß aus der Gestalt des Menschen machen, wohin alles weiset, deutet und drängt! Sollte das wohl möglich gewesen sein? Gewiß! hätte man mir alle Menschen mit Kutten zugedeckt, mein Geist hätte nicht eher gerastet und geruhet bis ich mir eine menschliche Gestalt selbst erfunden hätte, und bin ich nicht auch ein Mädchen! Wie kann man den Menschen vor dem Menschen verheimlichen? Und ist es nicht eine gute Schule der Bescheidenheit, wenn

man uns, wie wir uns überhaupt noch immer für hübsch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt? — Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiselle, und die reine Bescheidenheit braucht keinen äußeren Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man seine Neugierde bezähmen lernt, wenn man seinen Vorwitz zu bändigen weiß, und ihn wenigstens von Gegenständen ablehnt, die in so manchem Sinne gefährlich werden können. — Julie. Es kann Menschen geben, gnädige Frau, die zu solchen negativen Tugenden bildsam sind. Was meine Erziehung betrifft, so müßten Sie darüber meinen werthen Oheim tadeln. Er sagte mir oft, da ich anfangen konnte, über mich selbst zu denken: „Gewöhne dich ans freie Anschauen der Natur, sie wird dir immer ernsthafte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunst möge die Empfindungen heiligen, die daraus entstehen.“

Anmerk. d. Herausg. Außer den bereits S. 190. angeführten Werken: Leben des Benvenuto Cellini und Winkelmann und sein Jahrhundert, nebst dem Aufsatze über Laokoon in den Propyläen, s. über einzelne Gegenstände alter und neuer Sculptur, viele zerstreuete Bemerkungen in Göthe's Lebensgeschichte, besonders der Abtheilung die seine erste Reise nach Italien enthält, und folgende Aufsätze Göthe's in der Zeitschrift Kunst und Alterthum:

1) Ueber Myrons Kuh. Band 2. Heft 1.
2) Vergleichung zweier antiken Pferdeköpfe. Band 2. Heft 2.
3) Abgüsse des Frieses vom Tempel zu Phigalia Band 3. Heft 1.
4) Reliefs von der Celle des Parthenon. Bd. 3. Heft 1.
5) Die Aeginetischen Statuen. Band 3. Heft 1.
6) Hemsterhuis-Galizin'sche Gemmensammlung. Band 4. Heft 1. (Vergl. damit die Nachrichten darüber im letzten Bande von Göthe's Leben.)
7) Papst Pius VII. Bildniß, in Stein geschnitten. Band 1. Heft 2.
8) St. Sebalds Grabmal zu Nürnberg, von Peter Fischer. Band 4. Heft 1.
9) Der Schild Wellington's und des Achilles. Band 4. Heft 1.
10) Blüchers Denkmal. Band 1. Heft 3. und Band 2. Heft 1 und 2.
11) Medaillons vom Grafen Tolstoy. Band 2. Heft 1 u. 3.
12) Medaillons zum Andenken Zwingli's. Band 2. Heft 2.
13) Aufforderung an den modernen Bildhauer. Band 1. Heft 3.
14) Mailändische Schaumünzen. Band 2. Heft 2.
15) Pariser Schaumünze auf Luther. Band 2. Heft 2.
16) Münzkunde der Deutschen Mittelzeit. Band 1. Heft 2.
17) Cabinet des Medailles et des pierres gravées de S. M le roi des Pays-bas. Bd. 4. Heft 3.
18) Grabmal des Erzbischofs Ernst von Magdeburg, von Peter Fischer. Band 4. Heft 3.

Ueber Alterthümer: zu Neuwied. Band 2. H. 1. Zu Mainz. Band 1. Heft 1. Zu Velleja. Band 2.

Heft 1 und 2. Zu Wiesbaden. Band 2. Heft 1 und 2. Zu Romstädt bei Weimar. Band 2. Heft 1. Ueber Rossini's neueste Ausgrabungen zu Rom, und die fürstliche Alterthümersammlung zu Braunfels. Band 2. Heft 2. Exeternsteine. Band 5. Heft 1.

---

4) Ueber Malerei.

84.

Künstlers Fug und Recht.

Ein frommer Maler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal gewonnen den Preis,
Und manchmal ließ er's auch geschehn,
Daß er einem Bessern nach mußt' stehn;
Hatte seine Tafeln fortgemalt,
Wie man sie lobt, wie man sie bezahlt,
Da kamen einige gut hinaus;
Man baut ihn'n sogar ein Heiligenhaus.

Nun fand er Gelegenheit einmal,
Zu malen eine Wand im Saal;
Mit emsigen Zügen er staffirt,
Was öfters in der Welt passirt;

Zog seinen Umriß leicht und klar,
Man konnte sehn, was gemeint da war,
Mit wenig Farben er kolorirt,
Doch so, daß er das Aug' frappirt.
Er glaubt es für den Platz gerecht
Und nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Daß es versammelte Herr'n und Frau'n,
Möchten einmal mit Lust beschaun;
Zugleich er auch noch wünscht' uud wollt'
Daß man dabei was denken sollt'.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundes-Paar,
Das unsers Künstlers Werke liebt,
Und darum desto mehr betrübt,
Daß an der losen, ledigen Wand
Nicht auch ein Götterbildniß stand.
Die setzten ihn sogleich zur Red',
Warum er so was malen thät;
Da doch der Saal und seine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd';
Er sollte sich nicht lassen verführen
Und nun auch Bänk' und Tische beschmieren;
Er sollte bei seinen Tafeln bleiben
Und hübsch mit seinem Pinsel schreiben;
Und sagten ihm von dieser Art
Noch viel Verbindlich's in den Bart.

Er sprach darauf bescheidentlich:
„Eure gute Meinung beschämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt
Als wenn Euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Thier' erschuf,
Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren sein,
Und er auch Manches nur ebauchirt,
Und gerade nicht alles ausgeführt;
(Wie man den Menschen denn selbst nicht scharf
Und nur en gros betrachten darf:)
So hab' ich als ein armer Knecht
Vom sündlich menschlichen Geschlecht
Von Jugend auf allerlei Lust gespürt
Und mich in Allerlei exercirt,
Und so durch Uebung und durch Glück
Gelang mir, sagt Ihr, manches Stück.
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft' einer auch einmal verschnaufen,
Ohne daß jeder gleich, der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen sollt'.

Drum ist mein Wort zu dieser Frist
Wie's alle Zeit gewesen ist:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt
Und was ich gemalt hab', hab' ich **gemalt**!"

85.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

86.

An Tischbein.

Erst ein Deutscher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg= und Thal=Durchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philosoph und doch kein Aner,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibest Du derselbe,
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil! so wie Du strebest,
Lebe! so wie Du belebest,
So genieße! laß genießen!
Bis die Nymphen Dich begrüßen,
Die sich in der Ilme baden,
Und auf's Freundlichste Dich laden.

Alles was Du denkst und sinnest,
Was Du der Natur und Kunst
Mit Empfindung abgewinnest,
Drückst Du aus durch Musengunst.
Farbe her! Dein Meisterwille
Schafft ein sichtliches Gedicht;
Doch, bescheiden in der Fülle,
Du verschmähst der Worte nicht.

Für das Gute, für das Schöne,
Das Du uns so reichlich sendest,
Möge jegliche Kamöne
Freude spenden, wie Du spendest!
Möge Dir, im nord'schen Trüben,
Aller Guten, aller Lieben
Reine Neigung so bereiten,
Ueberall Dich zu begleiten
Mit des Umgangs trauter Wonne,
Wie im heitern Land der Sonne!

Statt den Menschen in den Thieren
Zu verlieren,
Findest Du ihn klar darin,
Und belebst, als wahrer Dichter,
Schaf- und säuisches Gelichter
Mit Gesinnung, wie mit Sinn.

Auch der Esel kommt zu Ehren
Und y=aht uns weise Lehren.
Das, was Büffon nur begonnen,
Kommt durch Tischbein an die Sonnen.

87.

Ueber Oeser.

Oeser gehörte auch unter diejenigen Menschen, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Seine Freunde selbst bekannten im Stillen, daß er, bei einem sehr schönen Naturell, seine jungen Jahre nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, deswegen er auch nie dahin gelangt sei, die Kunst mit vollkommner Technik auszuüben. Doch schien ein gewisser Fleiß seinem Alter vorbehalten zu sein, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihn kannte, niemals an Erfindung noch Arbeitsamkeit. Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen; schon seine Wohnung, wundersam und ahngungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneuete heitere Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Direktor er war, fand man sodann links, hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern

suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläuftigen Kornboden man so eben hergegangen war. Das erste Gemach war mit Bildern geschmückt aus der späteren Italienischen Schule, von Meistern, deren Anmuth er höchlich zu preisen pflegte. Da ich Privatstunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, so war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in sein daranstoßendes inneres Kabinet, welches zugleich seine wenigen Bücher, Kunst- und Naturaliensammlungen, und was ihn sonst zunächst interessiren mochte, enthielt. Alles war mit Geschmack, einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr Vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Portefeuilles, elegant, ohne Ziererei oder Ueberfluß. So war auch das Erste, was er uns empfahl, und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in Allem, was Kunst und Handwerk vereint, hervorzubringen berufen sind. Als ein abgesagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens, und des ganzen barocken Geschmacks, zeigte er uns dergleichen in Kupfer gestochene und gezeichnete alte Muster im Gegensatze mit besseren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbel sowohl, als anderer Zimmerumgebungen; und weil alles um ihn her mit diesen Maximen übereinstimmte, so machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns seine Gesinnungen praktisch sehen zu lassen, indem er sowohl bei Privat- als Regimentspersonen in

gutem Ansehen stand und bei neuen Bauten und Veränderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt schien er geneigter zu sein, etwas gelegentlich, zu einem gewissen Zwecke und Gebrauche zu verfertigen, als daß er für sich bestehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte: deshalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werke verlangten; wie denn die Vignetten zu Winkelmanns ersten Schriften von ihm radirt sind. Oft aber machte er nur sehr skizzenhafte Zeichnungen, in welche sich Geyser ganz gut zu schicken verstand. Seine Figuren hatten durchaus etwas Allgemeines, um nicht zu sagen Ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, seine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die, bei seiner zwar geistreichen, aber doch immer nebulistischen und zugleich abbrevirenden Manier, meistentheils das Ansehen von Lazzaroni erhielten. Da er seine Kompositionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten und Massen berechnete, so nahmen sie sich im Ganzen sehr gut aus; wie denn alles, was er that und hervorbrachte, von einer eigenen Grazie begleitet war. Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden, nicht bezwingen konnte noch wollte; so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen, und wurden vollständig durch einen Begriff, da

sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten. Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Grenze des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen. War das Publikum mit solchen Dingen nicht immer zufrieden, so rächte er sich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So stellte er später in dem Vorzimmer des großen Konzertsaales eine ideale Frauenfigur seiner Art vor, die eine Lichtscheere nach einer Kerze hinbewegte, und er freute sich außerordentlich, wenn er veranlassen konnte, daß man über die Frage stritt, ob diese seltsame Muse das Licht zu putzen, oder auszulöschen gedenke? Wo er denn allerlei neckische Beigedanken schelmisch hervorblicken ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Leipziger Theaters zu meiner Zeit das größte Aufsehen, in welchem sein Vorhang, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich liebliche Wirkung that. Oeser hatte die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neuere Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls ge-

genwärtig und alles würdig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche! Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden obgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser nun sollte Shakspeare'n bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu bekümmern, auf seine eigne Hand der Unsterblichkeit entgegen gehe. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieses Werk vollbracht. Wir versammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daselbst die Aushängebogen von Musarion vorgelesen.

Was mich betraf, so rückte ich in Ausübung der Kunst keinesweges weiter. Seine Lehre wirkte auf unseren Geist und unseren Geschmack; aber seine eigne Zeichnung war zu unbestimmt, als das sie mich, der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur auch hindämmerte, hätte zu einer strengen und entschiedenen Ausübung anleiten sollen. Von den Gesichten und Körpern selbst überlieferte er uns mehr die Ansichten als die Formen, mehr die Gebehrden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Gestalten, und verlangte, wir sollten sie in uns lebendig werden lassen. Das wäre denn auch schön und recht gewesen, wenn er nicht blos Anfänger vor sich gehabt hätte. Konnte man ihm daher

ein vorzügliches Talent zum Unterricht wohl absprechen; so mußte man dagegen bekennen, daß er sehr gescheidt und weltklug sei, und daß eine glückliche Gewandtheit des Geistes, ihn, in einem höheren Sinne, recht eigentlich zum Lehrer qualificire. Die Mängel, an denen jeder litt, sah er recht gut ein; er verschmähete jedoch, sie direkt zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirekt sehr lakonisch an. Nun mußte man über die Sache denken, und kam in der Einsicht schnell um Vieles weiter.

88.

Jeder fühlende, wohlhabende Mann sollte sich und seine Familie, und zwar in verschiedenen Epochen des Lebens, malen lassen. Von einem geschickten Künstler, bedeutend, in einem kleinen Raume vorgestellt, würde man wenig Platz einnehmen, man könnte auch alle seine guten Freunde um sich her versammeln, und die Nachkommen würden für diese Gesellschaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Portrait hingegen macht, gewöhnlicher Weise, besonders in den neueren Zeiten, zugleich mit dem Besitzer den Erben Platz und die Moden verändern sich so sehr, daß eine, selbst gutgemalte, Großmutter, zu den Tapeten, den Möbels und dem übrigen Zimmerschmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr passen kann.

89.

Bemalung und Punktirung der Körper ist eine Rückkehr zur Thierheit.

Anmerk. des Herausgebers. Außer den bereits S. 90. angeführten Werken: Philipp Hackert, (worin aber die Beurtheilung des Künstlers nicht von Göthe sondern von Heinrich Meyer ist,) die Propyläen und Programmen über die Preisaufgaben der Weimar'schen Kunstfreunde, s. noch: Göthe's Anmerk. zu Diderot's Versuch über die Malerei; die Abhandlung: Geschichte des Kolorits, seit Wiederherstellung der Künste, im 2ten Theile seiner Farbenlehre, S. 250—377. Ferner viele zerstreute Bemerkungen in seiner Lebensgeschichte, besonders der Abtheilung die seine erste Reise nach Italien enthält, und folgende Aufsätze Göthe's über einzelne Gegenstände der alten und neuen Malerei in der Zeitschrift Kunst und Alterthum:

1) Ueber die neu-deutsche, religiös-patriotische Kunst, nebst Anmerkungen und Belegen dazu. Band I. Heft 2. (In Nr. 69. enthalten.)
2) Ueber die Byzantinische und daraus hervorgehende Niederrheinische Schule. Band 1. Heft 1.
3) Johann von Eyk, Gründer einer neuen Epoche. Band 1. Heft 1.
4) Merkwürdiges Gemälde nach Dante. Bd 1. Heft 2.

5) Darstellung Philostratischer Gemälde. Band 2. Heft 1 und 3.
6) Ueber Naivetät und Humor in der Malerei. Bd. I. H. 3.
7) Ueber Antik und Modern. Bd. 2. Heft 1.
8) Sebastian Bourdon's Flucht nach Aegypten. Bd. 2. Heft 1.
9) Skizzen zu Casti's redenden Thieren. Bd. 1. Heft 3.
10) Ueber Blumen-Malerei. Bd. 1. Heft 3.
11) Theater-Malerei von Alessandro Sanquirico in Mailand. Bd. 2. Heft 3.
12) Sechs Dekorationen von Fr. Beuther, für die Theater zu Weimar und Würzburg. Bd. 2. Heft 3.
13) Dekorationen des Berliner Theaters nach Zeichnungen von Schinkel. Bd. 2. Heft 2. und Bd. 3. H. 3.
14) Bild des Heiligen Rochus. Bd. 1. Heft 2.
15) Blumen-Gemälde von Im. Steiner aus Winterthur. Bd. 1. Heft 2.
16) Ueber das Abendmahl, von Leonardo da Vinci. Bd. 1. Heft 3 u. Bd. 3. Heft 2 und 3.
17) Raphael's Vermählung der heiligen Jungfrau mit St. Joseph. Bd. 3. Heft 2.
18) Gemälde eines alten Manuscripts, Fragmente aus der Ilias enthaltend. Bd. 2. Heft 3.
19) Transparent-Gemälde, von F. N. König, aus Berlin. Bd. 2. Heft 3.
20) Drei singende Engel, von Ruhl. Bd. 2. H. 3.
21) Zwei Landschaften, von Carus. Bd. 2. Heft 3.
22) Beschreibung eines Gemäldes, von J. van Bree in Antwerpen. Bd. 3. Heft 2.
23) Ueber den Maler Carstens und seinen luftwandelnden Sokrates. Bd. 3. Heft 2.

24) Caspar de Crayer's Bildniß, von Anton von Dyk. Bd. 3. Heft 2.
25) Seitenansichten des Kapitols. Bd. 3. Heft 2.
26) Wilh. Tischbeins Idyllen. Bd. 2. Heft 3.
27) Prospekt des Platzes zu Assissi, von Ruhl. Bd. 3. H. 3.
28) Weimar'sche Kunstausstellung von 1821. Bd. 4. H. 1.
29) Vier Gemälde von Carus. Bd. 4. Heft 1.
30) Julius Cäsars Triumphzug, von Montegna. Bd. 4. Heft 1 und 2.
31] Gemälde und Zeichnungen von Italienischen Gegenden und Gebäuden, von Ruhl. Bd. 4. Heft 3.
32) Venetianische Gemälde und Restaurationen. Bd. 5. Heft 1.
33) Ueber die Gemälde von Dr. Carus, auf der Ausstellung des Großherzoglichen Zeicheninstitutes zu Weimar. Bd. 5. Heft 2.

---

5) Ueber Kupferstecherkunst, Holzschnitt und Steindruck.

90.

Ueber Erklärungen von] Kupferstichen. (Wahrscheinlich in Beziehung auf Lichtenberg's Hogarth.)

Wüßte man nichts von erklärten Kupferstichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich

habe sogar nichts dagegen, daß der bildende Künstler witzige Darstellungen versuche, ob ich sie gleich für äußerst schwer halte; aber auch alsdann bemühe er sich sein Bild selbstständig zu machen. Ich will ihm Inschriften und Zettel aus dem Munde seiner Personen erlauben, nur sehe er zu, sein eigner Kommentator zu werden. Ich habe nichts gegen die Erklärung eines Bildes, das sich nicht selbst erklärt; nur muß sie so kurz und schlicht sein als möglich. Jeder Witz ist nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deshalb nicht von allen verstanden; was von dieser Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! Man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftsteller sagen, der, über ein witziges Werk, ein witziges Werk schreiben wollte. Der Witz läuft schon bei seinem Ursprunge in Gefahr zu witzeln, im zweiten und dritten Glied wird er noch schlimmer ausarten.

Anm. des Herausgebers. Ueber folgende Werke der Kupferstecherkunst, finden sich Beurtheilungen von Göthe in seiner Zeitschrift Kunst und Alterthum:

1) Raphael's Madonna di St. Sisto, von F. Müller. Band 1. Heft 2.
2) Drei Landschaften, von Fr. Gmelin. Bd. 1. Heft 2.

3) Der Morgen, nach Klengel, von Darnstädt. Bd. 1. Heft 2.
4) Raphael's Bildniß, von Carl Barth. Bd. 1. Heft 2.
5) Runge'sche Blätter. Bd. 1. Heft 2.
6) Das Eleusische Fest, nach Wagener, von F. Ruschewey h. Bd. 2. Heft 1.
7) Der Rheinlauf, von G. Primavesi. Bd. 2. Heft 1.
8) Weibliches Bildniß, nach Raphael, von Philippo Cenci. Bd. 2. Heft 2.
9) Maria mit dem Kinde, von Raphael, von Giov. Folo. Bd. 2. Heft 2.
10) Charitas, angeblich nach Correggio, von Ferdinando Grandi. Bd. 2. Heft 2.
11) Köpfe nach Raphael'schen Gemälden. 1 — 4te Lieferung. Bd. 2. Heft 2 und 3.
12) Kupferstiche zu einer neuen Prachtausgabe von Camoens Lusiade. Bd. 2. Heft 2.
13) Kupfer zu Zwingli's Lebensbeschreibung. Bd. 2. H. 2.
14) Kupfer zum Nürnberger Jahrbuche von 1819. Bd. 2. Heft 2.
15) Ansichten von Frankfurt a. M. Bd. 2. Heft 2.
16) Ansichten von Berlin. Bd. 2. Heft 2.
17) Scenen aus Göthe's Jugendjahren, von den Gebrüdern Henschel. Bd. 2. Heft 2.
18) Iffland's mimische Darstellungen, von Denselben. Bd. 2. Heft 2.
19) Bauriß des Kölner Dom's, von Moller. Bd. 2. H. 2.
20) Kaiser Friedrich Barbarossa's Pallast zu Gelnhausen, von Hundshagen. Bd. 2. Heft 2.
21) Ansichten der Stadt Köln. Bd. 2. Heft 3.

22) Ansichten von Gegenden in der Aeneide, von Gmelin. Bd. 2. Heft 3.
23) Kupferstiche zu einer neuen Ausgabe des Petrarka. Bd. 2. Heft 3.
24) Kupfer zu einer französischen Uebersetzung von Tasso's befreietem Jerusalem. Bd. 2. Heft 3.
25) Das Römische Carneval, vom Graf Morner. Bd. 3. Heft 1.
26) Vermählung der heiligen Jungfrau mit Joseph, von Longhi. Bd. 3. Heft 2.
27) Radirte Blätter nach Handzeichnungen, von Göthe. Bd. 3. Heft 3.
28) Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. Bd. 3. Heft 3, und Bd. 4. Heft 2.
29) Kirchen, Paläste und Klöster in Italien, von Ruhl. Bd. 3. Heft 2, und Bd. 4. Heft 3.
30) Wilh. Tischbein's Homer. 7s Heft. Bd. 4. H. 1. 8s Heft. Bd. 4. Heft 3.
31) Der schlafende Amor, von Gandolfi. Bd. 4. H. 1.
32) David mit Goliaths Haupte, nach Guercino. Ebendas.
33) Die Ehebrecherin, nach Titian, von Anderloni.
34) Besuch des Königs von Preußen an Blüchers Krankenbette, von den Gebr. Henschel in Berlin. B. 4. H. 1.
35) Ansichten und Risse des Kölner Dom's, von Sulpiz Boisserée. Bd. 4. Heft 1, und Bd. 5. Heft 1.
36) Bilder des Griechischen Alterthums, von Horner. Bd. 4. Heft 2, und Bd. 5. Heft 2.
37) Lalla Rukh, in 22 Kupfern, Bd. 4. Heft 2.
38) Radirte Blätter von Katzendarstellungen, nach Mind, von Hegi. Bd. 4. Heft 2.
39) Der Einsiedler, Nikolaus von Flube, nach Vogel, von Eßlinger. Bd. 4. Heft 2.

40) K. K. Bildergallerien im Belvedere zu Wien, nach Zeichnungen von Pergers. Bd. 4. Heft 2.
41) Mailänder Gemäldesammlung, bis jetzt 31 Lieferungen. Bd. 4. Heft 2.
42) Galleria Riccardiana, di pinta da Luca Giordano. Bd. 4. Heft 2, und Bd. 5. Heft 2.
43) Monumenta regum Poloniae Cracoviensia. B. 4. H. 2.
44) European Scenery. Bd. 4. H. 2.
45) Pompejana, by Sir William Gell. Bd. 4. Heft 2.
46) Kupferstich nach Titian, von C. Cort. Bd. 4. Hft 3.
47) Prospekte aus den Himala-Gebirgen. Bd. 4. Heft 3.
48) Oriental-Scenery. Bd. 4. H. 3.
49) Vogage round Great Britain, by Richard Ayton, with a Series of Views Daniell. Bd. 4. H. 2.
50) Aedes Althorpianae, by Thom. Frognall Dibdin. Bd. 4. H. 3.
51) Radirte Blätter nach der Natur, von L. E. Grimm. Bd. 4. Heft 3.
52) Ansicht der Gegend von Tivoli, nach Schinkel, von C. W. Wittich. Bd. 4. Heft 3.
53) Kupferstich nach einem Fresco-Gemälde Overbeck's, von Carl Barth. Bd. 4. Heft 3.
54) Vogage pittoresque de l'Oberland Bernois, par Mr. Lory. Bd. 4. Heft 3.
55) Malerische Reisen in den Schweizer und Savoyer Gebirgsländern. Bd. 4. Heft 3.
56) The beauties of Cambria, by Hughes. B. 4. H. 3.
57) The history and Antiqnities of Westminster, by John Preston. Bd. 4. H. 3.
58) The Italian School of Design. by Ottley. B. 4. H. 3.
59) Das Schloß Marienburg. Bd. 4. Heft 3.

60) Christus-Kind, nach Carl Marat. Bd. 5. Heft 1.
61) Hagar, nach Guercino. Bd. 5. Heft 1.
62) Vogage en Italie, par Isabey. Bd. 5. H. 1.
63) Royal Coronation. Bd. 5. H. 1.
64) Famiglie celebri. Bd. 5. H. 1.
65) Ancient unedited Monuments, by Millingen. Bd. 5. H. 1.
66) Le tre porte del Battisterio, par Gazzini. Bd. 6. H. 1.
67) Giotto's Abendmahl. Bd. 5. Heft 1.
68) Amsler's Madonna, nach Raphael, und Thorwaldson's Portrait. Bd. 5. Heft 1.
69) Maria mit dem Kinde. Bd. 5. Heft 1.
70) Rahl, nach Fra Bartolomeo. Bd. 5. Heft 1.
71) Bildniß Lord Byron's. Bd. 5. H. 2.
72) Galerie de Madame la Duchesse de Berry. Band 5. Heft 2.
73) Museum Wersleyanum. Bd. 5. H. 2.
74) A Selection of ancieut Coins, of Dr. Nöhden. Bd. 5. H. 2.
75) Der Sammler für Kunst und Alterthum in Nürnberg, von Heideloff und A. Bd. 5. Heft 2.
76) Denkmäler von Nubien, von Gau. Bd. 5. Heft 2.
77) Der Eislauf, von Zindel. Bd. 5. Heft 2.
78) Bildnisse Göttinger Gelehrten, von L. F. Grimm. Bd. 5. Heft 2.
79) Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim, von Franz Hubert Müller. 1 und 2te Lieferung. Bd. 5. H. 2.

Ueber den Hoch- oder Holzschnitt enthalten die Propyläen eine Abhandlung, aber wohl nicht von Göthe.

Ueber die Kunst des Steindrucks und einzelne Lithographische Werke, s. folgende Aufsätze von Göthe in seiner Zeitschrift, Kunst und Alterthum:

1) Ueber Lithographie und lithographische Blätter. Band 3. Heft 2.
2) Fortschritte des Steindrucks. Bd. 4. H. 2.
3) Vier Landschaften, von Thienan. Bd. 2. H. 2.
4) Zwölf Darstellungen zu des Grafen Forbin's Reisebeschreibung. Bd. 2. H. 2.
5) Deutsche Alterthümer zu Wiesbaden, von Dorow. Bd. 2. H. 2, und Bd. 3. H. 1.
6) Deutsche Alterthümer bei Braunfels, von J. C. Schaum. Bd. 2. H. 2.
7) Morgenländ. Alterhümer, von Dorow. Bd. 3. H. 1.
8) Monogramme und Zeichen der berühmtesten Künstler, von Fr. Brouillot in München. Bd. 3. H. 1.
9) Die vorzügl. Gemälde der Gallerieen von München und Schleisheim, von Strixner, Piloti, Quaglio, Heideck, Aner u. A. Bd. 3. H. 2, und Bd. 4. H. 2.
10) Gärtner's Ansichten der griechischen Monumente Siciliens. Bd. 3. H. 2.
11) Sammlung merkwürdiger Gebäude des Mittelalters, von D. Quaglio. Bd. 3. H. 2.
12) Sammlung von Originalzeichnungen Baier'scher Künstler. Bd. 3. H. 2.
13) Nachbildungen vorzügl. Originalgemälde. Bd. 3. H. 2.

14) Donau-Ansichten. Bd. 3. H. 2, und Bd. 4. H. 2.
15) Stammbaum des Hauses Habsburg-Oesterreich. Bd. 3. H. 2. und Bd. 4. H 2.
16) Samml. Altniederländischer und Deutscher Gemälde, der Gbr. Boisserée, von Strixner. Bd. 3. H. 2, u. Bd. 4. H. 2, und Bd. 5. H. 1 und 2.
17) Prospekte von St. Peterburg. Bd. 3. H. 2.
18) Steindrücke zu la Fontaine's Fables choisies. Bd. 3. H. 2, und Bd. 4. H. 2.
19) Hamburgische Bildnisse. Bd. 3. H. 2.
20) Weimar'sche Pinakothek. Bd. 3. H. 2.
21) Bildliche Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente. Bd. 4. H. 2.
22) Ansichten vom Rhein und der Mosel, von Harding. Bd. 4. H. 2.
23) Vues de Sarskoje Seló, par Alex. Thon. B. 4. H. 2.
24) Prospekte des Genfer See's. Bd. 4. H. 2.
25) Denkmal der Schweizer-Garden bei Lucern, von Fr. Hegi. Bd. 4. H. 2.
26) Nouvelle Collection de Chats, dessinés par Mind. Bd. 4. H. 2.
27) Lithographische Blätter, nach Gemälden der K. Preußischen Gallerie. Bd. 4. H. 3.
28) Französische Steindrücke. Bd. 5. H. 1.
29) Lithographie zu München. Bd. 5. H. 2.
30) Brüggemann's Altar zu Schleswig, von Böhndel. Bd. 5. H. 2.
31) Lithographie in Berlin. Bd. 5. H. 2.
32) Alterthümer und Naturansichten im Moselthal bei Trier, von J. A. Ramboux. Bd. 5. H. 2.

Siebenzehnte Abtheilung.

Göthe's Ideen

über

die Natur.

Ideen über die Natur.

1.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.

Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! ich komme!
Wohin? ach! Wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's!
Es schweben die Wolken
Aufwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In Euerm Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinem Busen
Alliebender Vater!

2.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd'! o Sonne!
O Glück! o Lust!

O Lieb'! o Liebe!
So golden=schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

3.

Natur! Du ewig keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,

Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt.
Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer,
Für deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern!

4.

Sendschreiben.

Mein altes Evangelium
Bring' ich Dir hier schon wieder;
Doch ist mir's wohl um mich herum,
Darum schrieb' ich Dir's nieder.

Ich holte Gold, ich holte Wein,
Stellt' Alles da zusammen.
Da dacht' ich, da wird Wärme sein,
Geht mein Gemäld' in Flammen!
Auch thät ich bei der Schätze Flor
Viel Gut und Reichthum schwärmen;
Doch Menschenfleisch geht Allem vor,
Um sich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, sondern fleißig ist,
Wie ich bin und wie Du bist,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er blecket nicht mit stumpfem Zahn
Lang Gesott'nes und Gebrat'nes an,
Das er, wenn er noch so sittlich kaut,
Endlich doch nicht sonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt, und wischt das Maul wohl nicht einmal.

Sieh, so ist Natur, ein Buch, lebendig,
Unverstanden, doch nicht unverständlich:
Denn Dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär',
Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alles Meergestad' und alle Träume,
In Deiu Herz zu sammeln mit einander,
Wie die Welt durchwühlend Banks, Solander.

Und wie muß Dir's werden, wenn Du fühlest,
Daß Du Alles in Dir selbst erzielest,
Freude hast an Deiner Frau und Hunden,
Als noch keiner in Elysium gefunden,

Als er da mit Schatten lieblich schweifte
Und an goldne Gottgestalten streifte,
Nicht in Rom, in Magna Grácia;
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

5.

Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz.
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser,
Aus der bewölkten Kluft, schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.

6.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

7.

Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln drein?

8.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
O! so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.

9.

Der Chinese in Rom.

Einen Chinesen sah' ich in Rom die gesammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit schienen ihm lästig und schwer.
„Ach!" so seufzt' er, „die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geschnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut."
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, so manchen Schwärmer zu schauen,

Der sein luftig Gespinnst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen, Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heißt, der Kranke, gesund.

10.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase, am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzählichen, unergründlichen Gestalten der Würmchen und Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf; das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her, und der Himmel ganz in meiner

Seele ruhn, wie die Gestalt meiner Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: Ach! könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

11.

Wenn wir eine große Naturscene zum erstenmale erblicken; so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerem Wachsthum, Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thale Geduld und Stille.

12.

Wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen,

ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist, wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend, wiederholt, und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat; so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen, und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern, und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

13.

Von der Natur, sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, sie sind unsere ächten Kompatrioten. Die Vögel, die auf unseren Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unserem Laube singen, gehören uns an, sie sprechen uns an von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen. Man frage sich, ob nicht ein jedes fremde, aus seiner Umgebung gerissene Geschöpf einen gewissen ängstlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Ge-

wohnheit abgestumpft wird Es gehört schon ein buntes geräuschvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren, um sich zu ertragen. Manchmal, wenn mich ein neugieriges Verlangen nach solchen abentheuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reisenden beneidet, der solche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung sieht. Aber auch er wird ein anderer Mensch. Es wandelt Niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hause sind. Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste, mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören. Ein Naturalien-Kabinet kann uns vorkommen, wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Thier- und Pflanzengötzen balsamirt umherstehen. Einer Priester-Kaste geziemt es wohl, sich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, um so weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht. Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr, als einer der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert; denn das ganze Resultat davon ist, was wir

ohne dies wissen können, daß das Menschengebild am Vorzüglichsten und Einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt. Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.

14.

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!"
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: „Im Anfang war der Sinn."
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der Alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: „Im Anfang war die Kraft!"
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath
Und schreibe getrost: „Im Anfang war die That!"

15.

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!

Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!

16.

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und Schrauben.

17.

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen,
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte, stürzend, Nachbaräste

Und Nachbarstämme, quetschend, niederstreift,
Und ihrem Fall dumpfhohl der Hügel donnert;
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunden öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber; schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch,
Der Vorwelt silberne Gestalten auf,
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

18.

Wie im Unding das Urding erquoll,
Licht's-Macht durch die Nacht scholl,
Durchdrang die Tiefen der Wesen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall,
Und die Elemente sich erschlossen
Mit Hunger in einander ergossen,
All' durchdringend, all' durchdrungen.
Wie sich Haß und Lieb' gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Chorgesang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,

Und auf und ab sich rollend ging
Das all' und ein' und ewig' Ding,
Immer verändert, immer beständig!

19.

Wenn der Mensch, mit seinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Besseres ahnet, etwas Höheres begehrt; wenn er sich eine unverwüstliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und Geister stufenweise zu verschaffen denkt: so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehen. — Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen: — in verbis, herbis et lapidibus.

20.

So viel ist gewiß, wenn man nicht Alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andere herkommt, wohin diese oder jene geordnet sein will, welche vorausgehen oder folgen soll. Unterrichtet man gut, ohne Methode? und die Methode, woher kommt sie? Mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft sein würde, ein Tropfen Wasser mit einer Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ocean geschöpft, ein Sandkörnchen von der

Alpenkette los gelöset. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig es wäre besser gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen.

21.

Wenn ein Wissen reif ist Wissenschaft zu werden, so muß nothwendig eine Krise entstehen: denn es wird die Differenz offenbar: zwischen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darstellen, und solchen, die das Allgemeine im Augen haben, und gern das Besondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wissenschaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung sich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, so bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht so entschieden, aber doch genugsam merklich. Diejenigen, welche ich die Universalisten nennen möchte, sind überzeugt, und stellen sich vor: daß Alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannigfaltigkeiten, vorhanden, und vielleicht auch zu finden sei; die andern, die ich Singularisten benennen will, gestehen den Hauptpunkt im Allgemeinen zu, ja sie beobachten, bestimmen und lehren hiernach, aber immer wollen sie Ausnahmen finden, da, wo der ganze Typus nicht ausgesprochen ist, und darin haben sie recht. Ihr Fehler aber ist nur, daß sie die Grundgestalt verkennen, wo sie sich verbirgt. Da nun beide Vorstellungsweisen

ursprünglich sind, und sich einander ewig gegenüber stehen werden, ohne sich zu vereinigen oder aufzuheben; so hüte man sich ja vor aller Kontrovers und stelle seine Ueberzeugung klar und nackt hin. So wiederhole ich die meinige; daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern thun muß: so wie an einem Spiele, wenig zu wissen und alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn versprechen; dies versucht nun ein Jeder auf seine Weise, und läßt sich nicht gern einreden. Mag das also geschehen, und beobachten wir nur vor allem genau: wie nahe oder fern ein Jeder von uns stehe, und vertragen uns sodann vorzüglich mit denjenigen, die sich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflöslichen Problem zu thun habe; und erweise sich frisch und treu, alles zu beachten, was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am meisten dasjenige, was uns widerstrebt: denn dadurch wird man am ersten das Problematische gewahr, welches zwar in den Gegenständen selbst, mehr aber noch in den Menschen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in diesem, so wohl bearbeiteten Felde persönlich weiter wirke, doch behalte ich mir vor, auf diese oder jene Wendung

des Studiums, auf diese oder jene Schritte der Einzelnen aufmerksam zu sein und aufmerksam zu machen.

22.

Allein kann der Mensch nicht wohl bestehen, daher schlägt er sich gern zu einer Parthei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

23.

Es giebt wohl zu diesem oder jenem Geschäfte von Natur unzulängliche Menschen; Uebereilung und Dünkel jedoch sind gefährliche Dämonen, die den Fähigsten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortschritte lähmen. Dies gilt von weltlichen Dingen, besonders auch von Wissenschaften.

24.

Im Reiche der Natur waltet Bewegung, und That, im Reiche der Freiheit: Anlage und Willen. Bewegung ist ewig, und tritt bei jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt, und nach und nach gesteigert werden. Deswegen ist man des freiwilligen Willens so gewiß nicht, als der selbstständigen That; diese thut sich selbst, er aber wird gethan; denn er muß, um vollkom-

men zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Kunstreichen aber der Regel fügen, die nirgends ausgesprochen ist. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm ist alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach Außen wirkt, so ist es vielfach bedingt, durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es nothwendig irre werden; deswegen es mit Allem, was eine Kunst ist, mit dem Regimente, wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderlich und unsicher aussieht.

25.

Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen, und beide für gleichgeltend zu achten.

26.

Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns bei Allem, was für dieselben geschieht, gewisse Epochen, die bald schneller, bald langsamer auf einander folgen. Eine bedeutende Ansicht, neu oder erneuet, wird ausgesprochen; sie wird anerkannt, früher oder später; es finden sich Mitarbeiter; das Resultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir be-

merken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Ansicht wahr oder falsch sei; beides macht denselben Gang, beides wird zuletzt eine Phrase, beides prägt sich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

27.

Zur Verewigung des Irrthums tragen die Werke besonders bei, die encyklopädisch das Wahre und Falsche des Tages überliefern. Hier kann die Wissenschaft nicht bearbeitet werden; sondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deswegen sehen solche Werke nach funfzig Jahren gar wunderlich aus.

28.

Zuerst belehre man sich selbst, dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

29.

Theorieen sind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte, und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt. Man ahnet, man sieht auch wohl, daß es nur ein Behelf ist; liebt sich nicht aber Leidenschaft und Partheigeist jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da sie ihrer so sehr bedürfen.

30.

Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und fehlen ein= wie das anderemal: in uns selbst liegt das Räthsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind. Mit der Farbe geht es eben so; bald sucht man sie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann sie gerade da nicht finden, wo sie zu Hause ist.

31.

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologische Experimentalphysik vorträgt, und alle jene Spiegelfechtereien ans Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Ueberzeugung erschleichen, und, was das Schlimmste daran ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müssen ein für allemal aus der düstern empirisch=mechanisch=dogmatischen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden.

32.

Daß Newton bei seinen prismatischen Versuchen, die Oeffnung so klein als möglich nahm, um eine Linie zum Lichtstrahl bequem zu symbolisiren, hat eine unheilbare Verirrung über die Welt gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte leiden. Durch dieses kleine Löchlein ward Malus zu einer abentheuerlichen Theore getrieben,

und wäre Seebeck nicht so umsichtig, so mußte er verhindert werden, den Urgrund dieser Erscheinungen, die entoptischen Figuren und Farben zu entdecken.

33.

Was aber das aller Sonderbarste ist; der Mensch, wenn er auch den Grund des Irrthums aufdeckt, wird den Irrthum selbst deshalb doch nicht los. Mehrere Engländer, besonders Dr. Read, sprechen gegen Newton leidenschaftlich aus: „Das prismatische Bild sei keinesweges das Sonnenbild, sondern das Bild der Oeffnung unseres Fensterladens mit Farbensäumen geschmückt; im prismatischen Bilde gebe es kein ursprünglich Grün, dieses entstehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, so, daß ein schwarzer Streif eben so gut, als ein weißer in Farben aufgelöst scheinen könne, wenn man hier von Auflösen reden wolle." Genug, Alles was wir seit vielen Jahren dargethan haben, legt dieser gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diversen Refrangibilität nicht los, doch kehrt er sie um, und ist, wo möglich noch befangener als sein großer Meister. Anstatt durch diese neue Ansicht begeistert, aus jenem Chrysaliden-Zustande sich heraus zu reißen, sucht er die schon erwachsenen und entfalteten Glieder aufs neue in die alten Puppenschalen unterzubringen.

34.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie erfreuen sie uns.

35.

Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

36.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

37.

Die außerordentlichen Männer des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademieen, wie Humboldt zu unserer Zeit. Als nun das Wissen so ungeheuer überhand nahm, thaten sich Privatleute zusammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leisten. Von Ministern, Fürsten und Königen hielten sie sich fern. Wie suchte nicht das Französische stille Conventikel die Herrschaft Richelieu's abzulehnen!

Wie verhinderte der Englische Oxforder und Londner Verein den Einfluß der Lieblinge Karls des Zweiten. Da es aber einmal geschehen war, und die Wissenschaften sich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Prozessionen und anderen Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man stellte seine Person vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geschichte der Farbenlehre, habe ich dergleichen weitläuftig angeführt. Was aber geschrieben steht, es steht deswegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

38.

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden, und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen. Eben so begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geschieht, was auch im kleinsten Zirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, so lassen sie sich's zuletzt gefallen. Spreu mit dem ungeheuersten Donnerwetter in Verwandtschaft, ist ja eine und eben dieselbe Erscheinung. Dieses Mikromegische gestehen wir auch in einigen andern Fällen zu, bald aber verläßt uns der reine Naturgeist, und der Dämon der Künstelei bemächtigt sich unserer und weiß sich überall geltend zu machen.

39.

Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen, oder sie in die Enge treiben können.

40.

Mit den Irrthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden; widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

41.

Kein größerer Schade kann der Wissenschaft geschehen, als die ewigen Neuerungen im Erklären: denn da alles Erklären ein Herleiten ist, so zerreißt jede falsche Erklärung den Faden, der durchs Ganze durchgehen soll, und die Methode ist zerstört.

42.

Es ist aber mit dem Wahren völlig, wie mit dem Bernstein in den Dünen, es thäte Noth man triebe Bergbau darauf.

43.

Einem redlichen Deutschen, dem es um die wahre Naturwissenschaft zu thun ist, muß der jetzige innerliche Krieg der Französischen Physiker höchst willkommen sein, weil hiebei Dinge zur Sprache kommen, deren zu gedenken man sich bei uns kaum erkühnt. Wir leben in größerer wissenschaftlicher Abhängigkeit vom Auslande als man sich gesteht, und es leuchtet uns wirklich ein glücklicher Stern, wenn uns Fremde gegen Fremde zu Hülfe kommen.

44.

Wir haben einen zwar wohlüberdachten, doch immer kühn scheinenden Schritt gewagt; die sämmtlichen Welterscheinungen in stetiger Folge, wie sie sich aus einander entwickeln, in einander verketten, unbedenklich aufzuzeichnen: Ein Ziegelstein löst sich vom Dache los, wir nennen dieses im gemeinen Sinne zufällig; er trifft die Schultern eines Vorübergehenden, doch wohl mechanisch; allein nicht ganz mechanisch, er folgt den Gesetzen der Schwere und so wirkt er physisch. Die zerrissenen Lebensgefäße geben sogleich ihre Funktion auf, im Augenblick wirken die Säfte chemisch, die elementaren Eigenschaften treten hervor. Allein das gestörte organische Leben widersetzt sich eben so schnell

und sucht sich herzustellen; indessen ist das menschliche Ganze mehr oder weniger bewußtlos und psychisch zerrüttet. Die sich wiederkennende Person fühlt sich ethisch im Tiefsten verletzt, sie beklagt ihre gestörte Thätigkeit, von welcher Art sie auch sei, aber ungern ergäbe der Mensch sich in Geduld. Religios hingegen wird ihm leicht, diesen Fall einer höheren Schickung zuzuschreiben, ihn vor Bewahrung zu höherem Guten anzusehen. Dies reicht hin für den Leidenden; aber der Genesende erhebt sich genial, vertraut Gott und sich selbst, und fühlt sich gerettet; ergreift auch wohl das Zufällige, wendet es zu seinem Vortheile, um einen ewig frischen Lebenskreis zu beginnen.

45.

Wenn bei einem problematischen, verschiedene Ansichten zulassenden Gegenstand, eine Vorstellungsart didaktisch geworden, so fragt sich, was man gewinnt, indem man eine gegen die andere vertauscht? Wenn ich statt Granit-Gneis sage Gneis-Granit, so wird nur evident, daß beide Gebirgsarten, als nahe verwandt, in einander übergehend gefunden werden, so daß wir bald den einen, bald den andern Ausdruck zu gebrauchen uns veranlaßt glauben. Wie ich darüber denke, habe ich ausgesprochen, wobei ich verbleibe, und wenn ich auch nur dadurch einen stetig ableitenden Vortrag gewönne: denn

Alles, was wir von der Natur prädiciren, ist doch nur Vortrag, womit wir erst uns, sodann unsern Schülern genug zu thun gedenken.

46.

Warum ich zuletzt am liebsten mit der Natur verkehre, ist, weil sie immer Recht hat, und der Irrthum blos auf meiner Seite sein kann. Verhandle ich hingegen mit Menschen, so irren sie, dann ich, auch sie wieder, und immer so fort; da kommt Nichts aufs Reine; weiß ich mich aber in die Natur zu schicken, so ist Alles gethan.

47.

Recht und Pflicht.

Wenn der Naturforscher sein Recht einer freien Beschauung und Betrachtung behaupten will, so mache er sich zur Pflicht, die Rechte der Natur zu sichern; nur da, wo sie frei ist, wird er frei sein, da, wo man sie mit Menschensatzungen bindet, wird auch er gefesselt werden. Eins der größten Rechte und Befugnisse der Natur ist: dieselben Zwecke durch verschiedene Mittel

erreichen zu können, dieselben Erscheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlassen.

48.

Eins und Alle.

Im Gränzenlosen sich zu finden
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß.

Weltseele, komm uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unserer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem der Alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun;
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen!
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

49.

Die Metamorphose der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörest du an, und immer verdränget,
Mit barbarischem Klang, einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. O, könnt' ich dir liebliche Freundin,
Ueberliefern sogleich glücklich das lösende Wort!
Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze,
Stufenweise geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde
Stiller befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärtesten Bau keimender Blätter empfiehlt.

Einfach schlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verschlossen in sich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält so der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet strebend empor, sich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt sich sogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Gestalt der ersten Erscheinung;
Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, sich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erste Gebild,
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt sich,
Ausgebildet, du siehst's, immer das folgende Blatt;
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachsen vorher ruhten im untern Organ.
Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
Die bei manchem Geschlecht dich zum Eestaunen bewegt,
Viel gerippt und gezackt, auf mastig strotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu sein.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zartere Wirkungen an.

Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheibet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher, voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereizt, Glieder an Glieder gestuft.
Immer erstaunst du auf's Neue, so bald sich am Stengel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung,
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach stehen sie nun, die holden Paare, beisammen;
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, Alles belebend, umher;
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschooß schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schleßt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei,

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt,
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.
O, gedenke dann auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeigt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

50.

Natürlich System ist ein widersprechender Ausdruck. Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist

Leben und Folge, aus einem unbekannten Centrum, zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung ist daher endlos, man mag ins Einzelnste theilend verfahren, oder im Ganzen, nach Breite und Höhe die Spur verfolgen. Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von Oben. Sie führt ins Formlose; zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis centrifuga und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen. Eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann. Man betrachte das Geschlecht der Eriken. Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, so müßten wir sie auch bei didactischer Ueberlieferung zugleich darstellen, welches unmöglich scheint. Vielleicht retten wir uns nicht aus dieser Verlegenheit, als abermals durch ein künstliches Verfahren. Vergleichung mit den natürlich immer fortschreitenden Tönen, und der in die Octaven eingeengten gleichschwebenden Temperatur. Wodurch eine entschieden durchgreifende höhere Musik, zum Trutz der Natur eigentlich erst möglich wird. Wir müßten einen künstlichen Vortrag eintreten lassen. Eine Symbolik wäre aufzustellen! Wer aber soll sie leisten? Wer das Geleistete anerkennen?

Wenn ich dasjenige betrachte, was man in der Botanik genera nennt, und sie, wie sie aufgestellt sind, gelten lasse, so wollte mir doch immer vorkommen, daß man ein Geschlecht nicht auf gleiche Art, wie das andere behandeln könne. Es giebt Geschlechter möchte ich sagen, welche Charakter haben, den sie in allen Species wieder darstellen, so daß man ihnen auf einem rationellen Wege beikommen kann, sie verlieren sich nicht leicht in Varietäten und verdienen daher wohl mit Achtung behandelt zu werden; ich nenne die Gentianen, der umsichtige Botaniker wird deren mehrere zu bezeichnen wissen. Dagegen giebt es charakterlose Geschlechter, denen man vielleicht kaum Species zuschreiben darf, da sie sich in gränzenlose Varietäten verlieren. Behandelt man diese mit wissenschaftlichem Ernst, so wird man nie fertig, ja man verwirrt sich vielmehr an ihnen, da sie jeder Bestimmung, jedem Gesetze entschlüpfen. Diese Geschlechter habe ich manchmal die Lüderlichen zu nennen mich erkühnt, und die Rose mit diesem Epithet zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmuth nicht verkümmert werden kann; besonders möchte rosa canina sich diesen Vorwurf zuziehen. — — Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend, vorerst im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht, ferner im Religiosen, sich zu einer besondern innern Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend, sodann auf derselben analoge bestimmte äußere Ceremonieen beschränkend. Im Regiment, es sei

friedlich oder kriegerisch, geschiehet das Gleiche. Handlung und That sind nur von Bedeutung, wenn er sie sich selbst und andern vorschrieb; in Künsten ist es dasselbe. Wie der Menschengeist sich die Musik unterwarf sagt Vorstehendes, wie er auf die bildende Kunst in den höchsten Epochen durch die größten Talente wirkend, seinen Einfluß bethätigte, ist zu unserer Zeit ein offenbares Geheimniß. In der Wissenschaft deuten die unzähligen Versuche zu systematisiren, zu schematisiren, dahin. Unsere ganze Aufmerksamkeit muß aber darauf gerichtet sein, der Natur ihr Verfahren abzulauschen, damit wir sie durch zwängende Vorschriften nicht widerspenstig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkühr nicht vom Zwecke entfernen lassen.

51.

Die höchste Kultur, welche diesen letzten Zeiten gegönnt sein möchte, erwiese sich wohl darin: daß alles Würdige, dem Menschen eigentlich Werthe, in verschiedenen Denkweisen, ohne sich verdrängen zu wollen, in einer und derselben Region ruhig neben einander fortwandelte. Freilich kann dies von irdischen Verhältnissen keineswegs gelten: denn in der eigentlichen Erdenwelt wirken zwei mächtige Partheien, wovon die eine das herkömmliche Regiment behalten und behaupten, die andere es ergreifen und sich zueignen möchte; beide werden einander noch genugsam zu schaffen machen. Alles aber

was sich aufs Ewige bezieht, und uns im Erdenleben, als Bild und Gleichniß des Unvergänglichen vorschwebt, sollte sich von Rechtswegen außer Streit setzen, obgleich auch hier manches Hinderniß obwaltet. Denn, indem wir durch unsere Denk- und Empfindungsweise auch äußere Verhältnisse gründen, eine Gesellschaft um uns an sie anschließen, so wird ein Inneres zum Aeußerlichen; ein solches, wohl aufgenommen oder feindlich bestritten, muß erhalten, es muß vertheidigt werden, und so sind wir auf einmal vom Geistlichen ins Weltliche, vom Himmlischen ins Irdische und vom ewigen Unwandelbaren in das zeitliche, Wechselhafte, zurückgezogen.

52.

Der Versuch, als Vermittler von Object und Subject.

(1793.)

So bald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in Bezug auf sich selbst, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm nutzen oder schaden. Diese ganz natürliche Art, die Sachen anzusehen, und zu beurtheilen, scheint so leicht zu sein, als sie nothwendig ist, und doch ist der Mensch dabei tausend Irrthümern ausgesetzt, die ihn oft beschämen und ihm das Leben verbittern. Ein weit schwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren

lebhafter Trieb nach Kenntniß, die Gegenstände der Natur an sich selbst und in ihren Verhältnissen unter einander zu beobachten strebt: denn sie vermissen bald den Maaßstab, der ihnen zu Hülfe kam, wenn sie als Menschen die Dinge in Bezug auf sich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maaßstab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens, diesem sollen sie ganz entsagen, sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen, was ist, und nicht was behagt. So soll den ächten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er soll ihre Bildung, ihr Verhältniß zu dem übrigen Pflanzenreiche untersuchen; und wie sie alle von der Sonne hervorgelockt und beschienen werden, so soll er mit einem gleichen ruhigen Blicke sie alle ansehen, und den Maaßstab zu dieser Erkenntniß, die Data der Beurtheilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der Dinge nehmen, die er beobachtet. Sobald wir einen Gegenstand in Beziehung auf sich selbst und in Verhältniß mit andern betrachten, und denselben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabscheuen; so werden wir mit einer ruhigen Aufmerksamkeit uns bald von ihm, seinen Theilen, seinen Verhältnissen, einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände unter einander verknüpfen, desto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns ist. Wissen wir in Handlungen diese Erkennt-

nisse auf uns zu beziehen, so verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden organisirten Menschen, der entweder von Natur mäßig ist, oder durch die Umstände mäßig eingeschränkt wird, ist die Klugheit keine schwere Sache: denn das Leben weist uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben diese scharfe Urtheilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältnisse anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichsam allein ist, auf seine eigenen Tritte und Schritte Acht geben, sich vor jeder Uebereilung hüten, seinen Zweck stets in Augen haben soll, ohne doch selbst auf dem Wege irgend einen nützlichen oder schädlichen Umstand unbemerkt vorbei zu lassen, wenn er auch da, wo er von niemand so leicht kontrolirt werden kann, sein eigner strengster Beobachter sein und bei seinen eifrigsten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch sein soll; so siehet wohl jeder, wie streng diese Forderungen sind, und wie wenig man hoffen kann, sie ganz erfüllt zu sehen, man mag sie nun an Andere oder an sich machen. Doch müssen uns diese Schwierigkeiten, ja man darf wohl sagen, diese hypothetische Unmöglichkeit, nicht abhalten, das Möglichste zu thun, und wir werden wenigstens am Weitesten kommen, wenn wir uns die Mittel im Allgemeinen zu vergegenwärtigen suchen, wodurch vorzügliche Menschen die Wissenschaften zu erweitern gewußt haben, wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen sie sich verirrt, und auf welchen ihnen manchmal

Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis spätere Erfahrungen erst wieder den Beobachter auf die rechten Wege einleiteten. Daß die Erfahrung, wie in allem, was der Mensch unternimmt, so auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich spreche, den größten Einfluß habe und haben solle, wird niemand läugnen, so wenig als man den Seelenkräften, in welchen diese Erfahrungen aufgefaßt, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichsam schöpferisch unabhängige Kraft absprechen wird. Allein wie diese Erfahrungen zu machen, und wie sie zu nutzen, wie unsere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder so allgemein bekannt, noch anerkannt sein. So bald Menschen von scharfen frischen Sinnen, auf Gegenstände aufmerksam gemacht werden, findet man sie zu Beobachtungen so geneigt als geschickt. Ich habe dieses oft bemerken können, seitdem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandele, und, wie es zu geschehen pflegt, mich auch mit Personen, denen solche Betrachtungen sonst fremd sind, von dem, was mich so eben sehr interessirt, unterhalte. So bald ihre Aufmerksamkeit nur rege war, bemerkten sie Phänomene, die ich theils nicht gekannt, theils übersehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, schnellere Schritte zu thun, und aus der Einschränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühsame Untersuchung oft gefangen hält. Es gilt

also auch hier, was bei so vielen anderen menschlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Interesse Mehrerer auf einen Punkt gerichtet, etwas Vorzügliches hervor zu bringen im Stande sei. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher andere so gern von der Ehre einer Entdeckung ausschließen möchte, daß die unmäßige Begierde etwas Entdecktes nur nach seiner Art zu behandeln und auszuarbeiten, dem Forscher selbst das größte Hinderniß sei. Ich habe mich bisher bei der Methode mit Mehreren zu arbeiten, zu wohl befunden, als daß ich nicht solche fortsetzen sollte. Ich weiß genau, wem ich dieses und jenes auf meinem Wege schuldig geworden, und es soll mir eine Freude sein, es künftig öffentlich bekannt zu machen. Sind uns nun blos natürliche aufmerksame Menschen so viel zu nützen im Stande, wie allgemeiner muß der Nutzen sein, wenn unterrichtete Menschen einander in die Hände arbeiten. Schon ist eine Wissenschaft an und für sich selbst eine so große Masse, daß sie viele Menschen trägt, wenn sie gleich kein Mensch tragen kann. Es läßt sich bemerken, daß die Kenntnisse, gleichsam wie ein eingeschlossenes, aber lebendiges Wasser, sich nach und nach zu einem gewissen Niveau erheben, daß die schönsten Entdeckungen nicht sowohl durch Menschen, als durch die Zeit gemacht worden, wie den eben sehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweien oder wohl gar mehreren geübten Denkern gemacht worden. Wenn also wir in jenem ersten Falle der Gesellschaft und den Freun-

den so vieles schuldig sind, so werden wir in diesem der Welt und dem Jahrhunderte noch mehr schuldig, und wir können in beiden Fällen nicht genug anerkennen, wie nöthig Mittheilung, Beihülfe, Erinnerung und Widerspruch sei, um uns auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwärts zu bringen. Man hat daher in wissenschaftlichen Dingen gerade das Gegentheil von dem zu thun, was der Künstler räthlich findet: denn er thut wohl, sein Kunstwerk nicht öffentlich sehen zu lassen, bis es vollendet ist, weil ihm nicht leicht Jemand rathen noch Beistand leisten kann; ist es hingegen vollendet, so hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, solches mit seiner Erfahrung zu vereinigen, und sich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten. In wissenschaftlichen Dingen hingegen ist es schon nützlich, jede einzelne Erfahrung, ja Vermuthung, öffentlich mitzutheilen, und es ist höchst räthlich, ein wissenschaftliches Gebäude nicht eher aufzuführen, bis der Plan dazu und die Materialien allgemein bekannt, beurtheilt und ausgewählt sind. Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir selbst, oder Andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorsetzlich wiederholen, und die Phänomene, die theils zufällig, theils künstlich entstanden sind, wieder darstellen, so nennen wir dieses einen Versuch. Der Werth eines Versuches bestehet vorzüglich darin, daß er, er sei nun einfach oder zusammengesetzt, unter gewissen Bedingungen

mit einem bekannten Apparat, und mit erforderlicher Geschicklichkeit, jeder Zeit wieder hervorgebracht werden könne, so oft sich die bedingten Umstände vereinigen lassen. Wir bewundern mit Recht den menschlichen Verstand, wenn wir auch nur obenhin die Kombinationen ansehen, die er zu diesem Endzwecke gemacht hat, und die Maschinen betrachten, die dazu erfunden worden sind, und man darf wohl sagen, täglich erfunden werden. So schätzbar aber auch ein jeder Versuch einzeln betrachtet sein mag, so erhält er doch nur seinen Werth durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Versuche, die mit einander einige Aehnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben. Es können zwei Phänomene mit einander verwandt sein, aber doch noch lange nicht so nahe, als wir glauben. Zwei Versuche können scheinen auseinander zu folgen, wenn zwischen ihnen noch eine große Reihe stehen müßte, um sie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen. Man kann sich daher nicht genug in Acht nehmen, aus Versuchen nicht zu geschwind zu folgern: denn beim Uebergange von der Erfahrung zum Urtheil, von der Erkenntniß zur Anwendung, ist es, wo dem Menschen gleichsam, wie an einem Passe, alle seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leicht-

sinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schaar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte, und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann, als auch den stillen vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter. Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten: daß Ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung, nichts beweisen, ja, daß nichts gefährlicher sei, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen. Eine jede Erfahrung die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolirter Theil unserer Erkenntniß, durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demselben Fache bekannt werden, sie können nahe verwandt sein, aber noch näher verwandt scheinen, und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten, als sie sind. Es ist dieses der Natur des Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst

bemerkt, daß ich diesen Fehler oft begehe. Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistentheils entspringt. Der Mensch erfreuet sich nämlich mehr an der Vorstellung, als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen: der Mensch erfreuet sich nur einer Sache, in so fern er sich dieselbe vorstellt, sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, so bleibt sie doch gewöhnlich nur ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältniß zu bringen, das sie streng genommen, unter einander nicht haben; daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorieen, Terminologieen und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unseres Wesens nothwendig entspringen. Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Versuch, ihrer Natur nach, als isolirt anzusehen sind, und von der anderen Seite die Kraft des menschlichen Geistes, Alles, was außer ihr ist, und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheueren Gewalt zu verbinden strebt, so siehet man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden, oder irgend ein Verhältniß, das nicht ganz sinnlich ist, das aber die bildende Kraft des Geistes schon ausgesprochen hat, durch einzelne Versuche beweisen will. Es entstehen durch eine solche Bemühung meistentheils Theorieen und Systeme, die dem Scharfsinne der Verfasser Ehre machen,

die aber, wenn sie, mehr als billig ist, Beifall finden, wenn sie sich, länger als recht ist, erhalten, den Fortschritt des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmen und schädlich werden. Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen, daß er gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswählt, die ihm schmeicheln, daß er die übrigen so zu ordnen versteht, daß sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen, und bei Seite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird. Einem Manne, der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen lernen und bewundern, und in so fern es möglich ist, sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Ueberhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligthum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinen Menschensinne wieder vindiciren, die Sache etwas leichter nehmen, und von dem Stifter einer Secte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem Naturlehrer sagt: „er wäre

ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte." Es möchte aber nicht genug sein, die Gefahr anzuzeigen, und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe. Ich habe vorhin gesagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Versuches zum Beweise irgend einer Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung derselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt Alles ankommt, so ist es nöthig, sich deutlich zu erklären. In der lebendigen Natur geschiehet nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen steht, und wenn uns die Erfahrungen nur isolirt erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolirte Facta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt seien, es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten? Wir haben oben gesehen, daß diejenigen am ersten dem Irrthume unterworfen waren, welche ein isolirtes Factum mit ihrer Denk- und Urtheilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß Diejenigen am meisten geleistet haben, welche nicht ablassen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches, nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten. Da Alles in der Natur,

besonders aber die allgemeinen Kräfte und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe, wie wir von einem freischwebenden leuchtenden Punkte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was unmittelbar an ihn gränzt? Was zunächst auf ihn folgt? Dieses ists, worauf wir mehr zu sehen haben, als auf das, was sich auf ihn beziehet? Die Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches, ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftstellers, der unterhalten will. Dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrig läßt, jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu thun übrig lassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe, in irgend einer Sache abzuschließen. Ich habe in den zwei ersten Stücken meiner optischen Beiträge, eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst an einander gränzen, und sich unmittelbar berühren, ja, wenn man sie alle genau kennt und übersiehet, gleichsam nur Einen Versuch ausmachen, nur Eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten dar-

stellen. Eine solche Erfahrung, die aus mehreren andern bestehet, ist offenbar von einer höheren Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf solche Erfahrungen der höheren Art loszuarbeiten, halte ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weiset uns das Exempel der vorzüglichsten Männer, die in diesem Fache gearbeitet haben. Diese Bedächtlichkeit, nur das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären. Denn eigentlich ist es die mathematische Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Assertion offenbart, und ihre Beweise sind eigentlich nur umständliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Theilen und in seiner ganzen Folge da gewesen, in seinem ganzen Umfange übersehen, und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden. Und so sind ihre Demonstrationen immer mehr Darlegungen, Rekapitulationen als Argumente. Da ich diesen Unterschied hier mache, so sei es mir erlaubt, einen Rückblick zu thun. Man siehet den großen Unterschied zwischen einer mathematischen Demonstration, welche die ersten Elemente durch so viele Verbindungen

durchführt, und zwischen dem Beweise, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz isolirte Verhältnisse enthalten, und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf Einen Punkt zusammengeführt, und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen überraschend genug hervorgebracht werden. Eben so kann man zu Gunsten einer Hypothese oder Theorie die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammen stellen, und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet. Wem es dagegen zu thun ist, mit sich selbst und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das Sorgfältigste die einzelnen Versuche durcharbeiten, und so die Erfahrungen der höheren Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, neben einander stellen, und wie sie nach und nach ausgebildet worden, können sie geordnet und in ein solches Verhältniß gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengenommen, unerschütterlich stehen. Die Elemente dieser Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Versuche sind, können alsdann von jedem untersucht und geprüft werden, und es ist nicht schwer zu beurtheilen, ob die vielen einzelnen Theile durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden können? Denn hier findet keine Willkühr statt. Bei anderen Methoden aber, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch isolirte Versuche gleichsam als durch Argumente

beweisen wollen, wird das Urtheil öfters nur erschlichen, wenn es nicht gar in Zweifel stehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Witz an denselben, wie sie nur mögen, es wird nicht schädlich, ja es wird nützlich sein. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden; denn sie wird für Welt und Nachwelt unternommen Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt sein, nicht auf eine historische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es stehet alsdann einem Jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden, und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sei. Auf diese Weise wird unterschieden, was zu unterscheiden ist, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel schneller und reiner vermehren, als wenn man die späteren Versuche, wie Steine die nach einem geendigten Bau herbeigeschafft werden, unbenutzt bei Seite legen muß. Die Meinung der vorzüglichsten Männer und ihr Beispiel läßt mich hoffen, daß ich auf dem rechten Wege sei, und ich wünsche, daß mit dieser Erklärung meine Freunde zufrieden sein mögen, die mich manchmal fragen: was denn eigentlich bei meinen optischen Bemühungen meine Absicht sei? Meine Absicht ist, alle Erfahrungen in diesem Fache zu

sammeln, alle Versuche selbst anzustellen, und sie durch ihre größte Mannigfaltigkett durchzuführen, wodurch sie denn auch leicht nachzumachen, und nicht aus dem Gesichtskreise so vieler Menschen hinausgerückt sind. Sodann die Sätze, in welchen sich die Erfahrungen von der höheren Gattung aussprechen lassen, aufzustellen und abzuwarten, in wie fern sich auch diese unter ein höheres Prinzip rangiren. Sollte indeß die Einbildungskraft und der Witz ungeduldig manchmal voraus eilen, so giebt die Verfahrungsart selbst die Richtung des Punktes an, wohin sie wieder zurück zu kehren haben.

53.

Schon früher habe ich an mancher Stelle den Unmuth geäußert, den mir in jüngeren Jahren die Lehre von den unteren und oberen Seelenkräften erregte. Im menschlichen Geiste, so wie im Universum, ist nichts oben noch unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das harmonische Verhältniß aller Theile zu ihm manifestirt. Alle Streitigkeiten der Aelteren und Neueren bis zur neuesten Zeit, entspringen aus der Trennung dessen, was Gott in seiner Natur vereinigt, hervorgebracht. Recht gut wissen wir, daß in einzelnen menschlichen Naturen gewöhnlich ein Uebergewicht irgend eines Vermögens, einer Fähigkeit sich hervorthut, und daß

daraus Einseitigkeiten der Vorstellungsart nothwendig entspringen, indem der Mensch die Welt nur durch sich kennt, und also, naiv anmaßlich, die Welt durch ihn, und um seinetwillen, aufgebauet glaubt. Daher kommt denn, daß er seine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen setzt, und was an ihm das Mindeste sich findet, ganz und gar abläugnen, und aus seiner eignen Totalität hinausstoßen möchte. Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vorwaltende sei, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen, und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat, und warum er sich selbst sogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufstößt. So wird ein Mann, zu den sogenannten exacten Wissenschaften geboren und gebildet, auf der Höhe seiner Verstandesvernunft nicht leicht begreifen, daß es auch eine exacte sinnliche Phantasie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunst denkbar ist. Auch um denselben Punkt streiten sich die Schüler einer Gefühls- und Vernunftsreligion; wenn die letzteren nicht eingestehen wollen, daß die Religion vom Gefühl anfange, so wollen die ersten nicht zugeben, daß sie sich zur Vernünftigkeit ausbilden müsse.

54.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

55.

Eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Wesen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten. Die Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In diesem Sinne können wir von denselben Aufschlüsse über das Licht erwarten. Farben und Licht stehen zwar unter einander in dem genauesten Verhältnisse, aber wir müssen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken: denn sie ist es ganz, die sich dadurch dem Sinne des Auges besonders offenbaren will. Eben so entdeckt sich die ganze Natur einem anderen Sinne. Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr, und vom leisesten Hauche bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zu=

sammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft, ist es nur die Natur, die spricht, ihr Dasein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann. So spricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends todt noch stumm; ja dem starren Erdkörper hat sie einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Theilen wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgehet, gewahr werden sollten. So mannigfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselbigen. Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten. Diese allgemeinen Bewegungen und Bestimmungen werden wir auf die verschiedenste Weise gewahr, bald als ein einfaches Abstoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verschwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erschütterung des Körpers, als Säuerung und Entsäuerung; jedoch immer als verbindend

oder trennend, das Dasein bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd.

56.

Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Wiederscheine ausdrücke. Dieses ist besonders der Fall, wenn von Wesen die Rede ist, welche an die Erfahrung nur herantreten und die man mehr Thätigkeiten als Gegenstände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung sind. Sie lassen sich nicht festhalten, und doch soll man von ihnen reden; man sucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnißweise beizukommen.

57.

Metaphysische Formeln haben eine große Breite und Tiefe, jedoch sie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert, sonst bleiben sie hohl. Mathematische Formeln lassen sich in vielen Fällen sehr bequem und glücklich anwenden; aber es bleibt ihnen immer etwas Steifes und Ungelenkes, und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, selbst in Elementarfällen, sehr früh ein Inkommensurables gewahr werden; ferner sind sie auch nur innerhalb eines gewissen Kreises besonders

hiezu gebildeter Geister verständlich. Mechanische Formeln sprechen mehr zu dem gemeinen Sinne, aber sie sind auch gemeiner, und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Todtes; sie tödten das innere Leben, um von Außen ein unzulängliches heranzubringen. Korpuskular-Formeln sind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird starr durch sie, Vorstellung und Ausdruck ungeschlacht. Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freilich zartere Verhältnisse ausdrücken, als bloße Gleichnisse und verlieren sich denn auch wohl zuletzt in Spiele des Witzes.

58.

Könnte man sich jedoch aller dieser Arten der Vorstellung und des Ausdrucks mit Bewußtsein bedienen, und in einer mannigfaltigen Sprache seine Betrachtungen über Naturphänomene überliefern, hielte man sich von Einseitigkeit frei, und faßte einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck; so ließe sich manches Erfreuliche mittheilen.

59.

Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben, und es nicht durch das Wort zu tödten. Dabei sind wir in den neueren Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkenn-

und Wißbaren Ausdrücke und Terminologieen herübergenommen haben, um unsere Anschauungen der einfacheren Natur auszudrücken. Astronomie, Kosmologie, Geologie, Naturgeschichte, ja Religion und Mystik werden zu Hülfe gerufen; und wie oft wird nicht das Allgemeine durch ein Besonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt, und verdunkelt, als aufgehellt und näher gebracht. Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine solche Sprache entstanden ist, und sich ausbreitet; wir wissen auch, daß sie sich in einem gewissen Sinne unentbehrlich macht: allein nur ein mäßiger, anspruchsloser Gebrauch mit Ueberzeugung und Bewußtsein kann Vortheil bringen.

60.

Am Wünschenswerthesten wäre jedoch, daß man die Sprache, wodurch man die Einzelnheiten eines gewissen Kreises bezeichnen will, aus dem Kreise selbst nähme; die einfachste Erscheinung als Grundformel behandelte, und die mannigfaltigeren von daher ableiteten und entwickelte.

61.

Die Nothwendigkeit und Schicklichkeit einer solchen Zeichensprache, wo das Grundzeichen die Erscheinung selbst ausdrückt, hat man recht gut gefühlt, indem man

die Formel der Polarität, dem Magneten abgeborgt, auf Electricität u. s. w. hinüber geführt hat. Das Plus und Minus, was an dessen Stelle gesetzt werden kann, hat bei so vielen Phänomenen eine schickliche Anwendung gefunden; ja der Tonkünstler ist, wahrscheinlich ohne sich um jene anderen Fächer zu bekümmern, durch die Natur veranlaßt worden, die Haupt-Differenz der Tonarten durch Majeur und Mineur auszudrücken.

62.

So haben auch wir seit langer Zeit den Ausdruck der Polarität in die Farbenlehre einzuführen gewünscht; mit welchem Rechte, und in welchem Sinne, mag unsere Arbeit darüber ausweisen. Vielleicht finden wir künftig Raum, durch eine solche Behandlung und Symbolik, welche ihr Anschauen jederzeit mit sich führen müßte, die elementaren Naturphänomene nach unserer Weise an einander zu knüpfen, und dadurch dasjenige deutlicher zu machen, was hier nur im Allgemeinen, und vielleicht nicht bestimmt genug ausgesprochen worden.

63.

Wenn man die Kunst in einem höheren Sinne betrachtet, so möchte man wünschen, daß nur Meister sich damit abgäben; daß die Schüler auf das strengste geprüft würden, daß Liebhaber sich in einer ehrfurchts-

vollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunstwerk soll aus dem Genie entspringen, der Künstler soll Gehalt und Form aus der Tiefe seines eigenen Wesens hervorrufen, sich gegen den Stoff beherrschend verhalten, und sich der äußeren Einflüsse nur zu seiner Ausbildung bedienen. Wie aber dennoch aus mancherlei Ursachen schon der Künstler den Dilettanten zu ehren hat, so ist es bei wissenschaftlichen Gegenständen noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leisten im Stande ist. Die Wissenschaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunst, und zum Erfahren ist gar Mancher geschickt. Das Wissenschaftliche wird von vielen Seiten zusammengetragen, und kann vieler Hände, vieler Köpfe nicht entbehren. Das Wissen läßt sich überliefern, diese Schätze können vererbt werden; und das von Einem Erworbene, werden Manche sich zueignen. Es ist daher Niemand, der nicht seinen Beitrag den Wissenschaften anbieten dürfte. Wie Vieles sind wir nicht dem Zufalle, dem Handwerke, einer augenblicklichen Aufmerksamkeit schuldig. Alle Naturen, die mit einer glücklichen Sinnlichkeit begabt sind, Frauen, Kinder, sind fähig, uns lebhafte und wohlgefaßte Bemerkungen mitzutheilen. In der Wissenschaft kann also nicht verlangt werden, daß Derjenige, der etwas für sie zu leisten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, sie ganz überschaue und umgehe; welches überhaupt auch für den Eingeweiheten eine hohe Forderung ist. Durchsucht man

jedoch die Geschichte der Wissenschaft überhaupt, besonders aber die Geschichte der Naturwissenschaft; so findet man, daß manches Vorzüglichere von Einzelnen in einzelnen Fächern, sehr oft geleistet worden. Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menschen führt, welche Phänomene besonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn festhalten, ihn beschäftigen; immer wird es zum Vortheil der Wissenschaft sein. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum, ist brauchbar, oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

64.

Die Menschen sind der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft. Jene gehört zur großen Hälfte ihnen selbst, diese zur großen Hälfte der Welt an. Bei jener läßt sich eine Entwickelung in reiner Folge, diese kaum ohne ein unvermeidliches Zusammenhäufen denken. Was aber den Unterschied vorzüglich bestimmt: die Kunst schließt sich in ihren einzelnen Werken ab; die Wissenschaft erscheint uns gränzenlos. Das Glück der Griechischen Ausbildung ist schon oft und trefflich dargestellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunst und des damit so nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plastik zweifelt Niemand.

Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr Kolorit, eben so hoch gestanden, können wir in vollkommenen Beispielen nicht vor Augen stellen; wir müssen das wenige Uebriggebliebene, die historischen Nachrichten, die Analogie, den Naturschritt, das Mögliche, zu Hülfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß sie auch in diesem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen. Zu dem gepriesenen Glücke der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußere Einwirkung irre gemacht worden: ein günstiges Geschick, das in der neueren Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zu Theil wird; denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen, nothwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir denn meistens am Ziel vorbei in einen grenzenlosen Irrthum geführt werden. Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück, so begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Aeußere fehlt; so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Ueberschwänglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerke darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen. Um aber einer solchen For=

derung sich zu näheren, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalte es auch sei, entstehen kann. Wenn diese geforderten Elemente, wo nicht widersprechend, doch sich dergestalt gegenüberstehend, erscheinen möchten, daß auch die vorzüglichsten Geister nicht hoffen dürften sie zu vereinigen; so liegen sie doch in der gesammten Menschheit offenbar da, und können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vorurtheile, durch Eigensinn einzelner Besitzenden, und wie sonst alle die verkennenden, zurückschreckenden und tödtenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblicke, wo sie allein wirksam sein können, zurückgedrängt werden, und die Erscheinung im Entstehen vernichtet wird. Vielleicht ist es kühn, aber doch wenigstens in dieser Zeit nöthig zu sagen: daß die Gesammtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so bereit liegt, als vor der Deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zwecke immer mehr zu entfernen scheint; so ist es doch eben diese

Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß. Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt, und von einander abgesondert, als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen, und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Ueberlieferte, das was Andere geleistet, in sich aufzunehmen genöthigt. Thut er es nicht mit Bewußtsein, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm Andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur, oder von Vorgängern, Empfangenes, tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß; so wird jeder Zeit für Alle ein großer Vortheil daraus entstehen. Und wie dies nun gleichzeitig schnell und heftig geschiehet, so muß eine Uebereinstimmung daraus entspringen, das was man in der Kunst Styl zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt, und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr begünstigt werden, als wenn sie sich durch seltsame Eigenthümlichkeiten karrikaturmäßig von einander zu entfernen streben. Wem die Bemühungen der Deutschen in diesem Sinne seit mehreren Jahren vor Augen

sind, wird sich Beispiele genug zu dem, was wir im Allgemeinen aussprechen, vergegenwärtigen können, und wir sagen getrost in Gefolge unserer Ueberzeugung: an Tiefe, so wie an Fleiß, hat es dem Deutschen nie gefehlt. Nähert er sich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft sie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit; so wird man ihm früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst nicht streitig machen.

65.

Genau betrachtet ist jede Autorität eine Art Ueberlieferung, die Vernunft und das ihr verwandte Gewissen hat eine ungeheure Autorität, weil sie unergründlich sind, ingleichen was wir mit dem Namen Genie bezeichnen; dagegen kann man dem Verstand gar keine Autorität zuschreiben: denn er bringt nur immer seines Gleichen hervor; so wie denn offenbar aller Verstandes-Unterricht zur Anarchie führt. Gegen die Autorität verhält sich der Mensch, so wie gegen vieles Andere, beständig schwankend. Er fühlt in seiner Dürftigkeit, daß er, ohne sich auf etwas Drittes zu stützen, mit seinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl seiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, stößt er das Hülfreiche von sich und glaubt für sich selbst und andere hinzureichen. Das Kind bequemt sich meist

mit Ergebung unter die Autorität der Aeltern; der Knabe sträubt sich dagegen; der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weuiger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung Anderer doch nur wenig ausrichte. Eben so schwankt die Menschheit im Ganzen. Bald sehen wir um einen vorzüglichen Mann sich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwohnende, Mitstreitende versammeln. Bald fällt eine solche Gesellschaft, ein solches Reich wieder in vielerlei Einzelnheiten auseinander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Dokumente früherer Gesinnungen, göttlich verehrt, buchstäblich aufgenommen; Jedermann giebt seine Sinne, seinen Verstand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare solcher Ueberreste darzuthun, sie bekannt zu machen, zu kommentiren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderstürmende, so hier eine schriftstürmende Wuth ein; es thäte Noth, man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher so großen Werthes geachtet wurde. Kein ehemals ausgesprochenes Wort soll gelten, alles was weise war, soll als närrisch erkannt werden, was heilsam war, als schädlich, was sich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß. Die Epochen der Naturwissenschaften machen uns ein solches Schwanken auf mehr als eine Weise bemerklich. Wir

sehen, wie dem menschlichen Geiste das aufgehäufte Vergangene höchst lästig wird zu einer Zeit, wo das Neue, das Gegenwärtige gleichfalls gewaltsam einzudringen anfängt; wie er die alten Reichthümer aus Verlegenheit, Instinkt, ja aus Maxime wegwirft; wie er wähnt, man könne das Neuzuerfahrende durch bloße Erfahrung in seine Gewalt bekommen: wie man aber bald wieder genöthigt wird, Räsonnement und Methode, Hypothese und Theorie zu Hülfe zu rufen; wie man dadurch abermals in Verwirrung, Kontrovers, Meinungenwechsel, und früher oder später aus der eingebildeten Freiheit wieder unter den ehernen Scepter einer aufgedrungenen Autorität fällt. Die Naturwissenschaften haben sich bewundernswürdig erweitert, aber keinesweges in einem stetigen Gange, auch nicht einmal stufenweise, sondern durch Auf- und Absteigen, durch Vor- und Rückwärtswandeln in gerader Linie, oder in der Spirale; wobei sich denn von selbst versteht, daß man in jeder Epoche über seine Vorgänger weit erhaben zu sein glaubte. — Wenn nun Derjenige, wo nicht für den Vorzüglichsten, doch für den Begabtesten und Glücklichsten zu halten wäre, der Ausdauer, Lust, Selbstverläugnung, genug hätte, sich mit dem Ueberlieferten völlig bekannt zu machen, und dabei noch Kraft und Muth genug behielte sein originelles Wesen selbstständig auszubilden und das vielfach Aufgenommene nach seiner Weise zu bearbeiten und zu beleben: wie erfreulich muß es nicht sein, wenn

dergleichen Männer in der Geschichte der Wissenschaften uns, wiewohl selten genug, wirklich begegnen.

66.

Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. Dagegen giebt mir das Theater gar keine Freude mehr.

67.

Aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düsteren Seelenzustande wird man sich am Besten durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußeren Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder als Bergmann, ziehet uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen, giebt uns nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur hält, und zugleich sein Inneres auszubilden sucht, gewiß am Besten fahren wird.

68.

Die glücklichsten Eindrücke werden doppelt selig empfunden, wenn sie uns in herrlicher Gegend gegönnt

sind; ja selbst gleichgültige Momente werden durch würdige Lokalität zu hoher Bedeutung gesteigert.

69.

Ein Phänomen, ein Versuch, kann nichts beweisen, es ist das Glied einer großen Kette, das erst im Zusammenhange gilt. Wer eine Perlenschnur verdekken und nur die schönste einzelne Perle vorzeigen wollte, verlangend, wir sollten ihm glauben, die übrigen seien alle so; schwerlich würde sich Jemand auf den Handel einlassen.

70.

Die Natur geräth auf Specifikationen wie in eine Sackgasse, sie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück, daher die Hartnäckigkeit der National-Bildung.

71.

Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage ist: Ja! ja! Nein! nein! Alles Uebrige ist vom Uebel.

72.

Und so sag' ich zum zehnten Male:
Alles giebt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe Dich nur allermeist,
Ob Du Kern oder Schale seist!

73.

Das holde Thal hat schon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüth' und Blumen angefüllt;
Die Nachtigall singt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl das ihr entgegenquillt.
Erfreue Dich der Gottverlieh'nen Gaben,
Froh, wie er dich erschuf, will er dich haben!

Anm. des Herausg. Die besondern Werke zur Naturwissenschaft, die Göthe herausgegeben hat, sind:

1) Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha, bei Ettinger. 1790. 8. (Wieder abgedruckt im 1sten Hefte des 1sten Bandes der Morphologie.)

2) Beiträge zur Optik, mit Kupfern. 1s u. 2s Stück. Weimar, bei Hofmann. 1791 und 1792. 8.

3) Optik. Tübingen, bei Cotta. 1807. 8.

4) Ideen über Organische Bildung. Ebendaselbst. 1807. 8.

5) Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau. Im Deutschen Museum. 1785. 1s Stück.

6) Sammlung zur Kenntniß der Gebirge um Carlsbad, und der Kammerberg bei Eger. In Leonhard's Taschenbuch für die Mineralogie. Jahrgang 1808 und 1809.

7) Zur Farbenlehre. Tübingen, bei Cotta. 1810. 2 Theile, in gr. 8. mit Kupfern.

8) Zur Naturwisssenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Ebendaselbst. 1817 — 1825, bis jetzt 2 Bände, jeder zu 3 Heften in 8.

Außerdem noch folgende Aufsätze in der Zeitschrift: Kunst und Alterthum:

1) Ueber die Naturaliensammlung zu Bieberich. Bd. 1. Heft 1.

2) Mineralien-Kabinet zu Wiesbaden. Bd. 1. Heft 1.

3) Senkenberg'sche Stiftung zu Frankfurt am Main. Bd. 1. Heft 1 und 2.

4) Sammlung ausgestopfter Vögel zu Offenbach. Bd. 1. Heft 1.

5) Naturhistorischer Verein zu Hanau und mannigfaltige Sammlungen. Bd. 1. Heft 1.

6) Naturaliensammlung zu Darmstadt. Bd. 1. Heft 1.

Zerstreute naturwissenschaftliche Bemerkungen und Ansichten, sind in Göthe's Lebensgeschichte enthalten.

Anhang

von

Schriften Göthe's,

welche

in die bisherigen Ausgaben seiner Werke nicht mit aufgenommenen sind.

I.

Götter, Helden und Wieland.

Eine Farce.

(Zu der 15ten und 16ten Abtheilung, über Literatur und Poesie, gehörig. S. besonders den 5ten Band. S. 272 ff.)

Mercurius, am Ufer des Cozytus, mit zwei Schatten.

Merkurius. Charon! he Charon! Mach daß Du rüber kommst. Geschwind! Meine Leutchen da beklagen sich zum Erbarmen, wie ihnen das Gras die Füße netzt, und sie den Schnupfen bekommen.

Charon. Saubere Nation! Woher? Das ist einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius. Droben reden sie umgekehrt. Doch mit alledem war das Paar nicht unangesehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Literator hier fehlt nichts, als seine Perücke und seine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Dukaten. Wie stehts drüben?

Charon. Nimm Dich in Acht. Sie haben Dir's geschworen, wenn Du hinüber kommst.

Mercurius. Wie so?

Charon. Admet und Alceste sind übel auf Dich zu sprechen, am ärgsten Euripides. Und Herkules hat Dich im Anfall seiner Hitze einen dummen Buben geheißen, der nie gescheidt werden würde.

Mercurius. Ich versteh kein Wort davon.

Charon. Ich auch nicht. Du hast in Deutschland jetzt ein Geträtsch mit einem gewissen Wieland.

Mercurius. Ich kenne so keinen.

Charon. Was schiert's mich? Genug sie sind Fuchswild.

Mercurius. Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch sehen, was giebt. (Sie fahren über.)

Euripides. Es ist nicht fein, daß Du's uns so spielst, alten guten Freunden, und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu gesellen, die keine Ader griechisch Blut im Leibe haben, und an uns zu necken und zu neidschen, als wenn uns noch was übrig wäre, außer dem bischen Ruhm und dem Respekt, den die Kinder droben für unsern Bart haben.

Mercurius. Beim Jupiter, ich versteh Euch nicht.

Literator. Sollte etwa die Rede vom Deutschen Mercur sein?

Euripides. Kommt Ihr daher? Ihr bezeugt's also?

Literator. O ja, das ist jetzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutschland, was der Götterbote für goldne Papierchen der Aristarchen und Aoiden herum trägt.

Euripides. Da hört ihr's. Und mir ist übel mitgespielt in denen goldnen Blättchens.

Literator. Das nicht sowohl, Herr Wieland zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen, eine Alceste zu schreiben. Und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhunderte und dessen Gesinnungen, zuschreiben müsse.

Euripides. Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was ist aus uns geworden? Mercur, und trägst Dich damit?

Mercurius. Ich stehe versteinert.

Alceste (kommt.) Du bist in übler Gesellschaft Mercur! und ich werde sie nicht verbessern. Pfui!

Admet (kommt.) Mercur, das hätte ich dir nicht zugetraut.

Mercurius. Redet deutlich, oder ich gehe fort. Was habe ich mit Rasenden zu thun?

Alceste. Du scheinst betroffen? So höre dann. Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in dem Hain jenseits des Cozytus, wo, wie du weißt, die Gestalten der Träume sich lebhaft darstellen, und hören lassen. Wir hatten uns eine Weile an den phantastischen Gestalten ergötzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erschienen zwei abgeschmackte, gezierte, hagere

blasse Püppchens, die sich einander Alceste! Admet! nannten, vor einander sterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächze verschwanden.

Admet. Es war lächerlich anzusehen. Wir verstanden das nicht, bis erst kurz ein junger Studiosus herunter kam, der uns die große Neuigkeit brachte, ein gewisser Wieland habe uns ungebeten, wie Euripides, die Ehre angethan, dem Volke unsere Masken zu prostituiren. Und der sagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hat's aber Niemand ausgehalten, als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides. Ja und was das schlimmste ist, so soll er in eben den Wischen, die Du herum trägst, seine Alceste vor der meinigen herausgestrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius. Wer ist der Wieland?

Literator. Hofrath und Prinzen-Hofmeister zu Weimar.

Mercurius. Und wenn er Ganymeds Hofmeister wäre, sollte er mir her. Es ist just Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper.

Literator. Mir wirds angenehm sein, solch einen großen Mann bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen.

(Wielands Schatten in der Nachtmütze tritt auf.)

Wieland. Lassen Sie uns mein lieber Jacobi.

Alceste. Er spricht im Traum.

Euripides. Man siehet aber doch, mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius. Ermuntert Euch. Es ist hier von keinen Jacobis die Rede. Wie ist's mit dem Mercur? Eurem Mercur? Dem Deutschen Mercur?

Wieland (kläglich.) Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Merkurius. Was thut uns das? So hört denn und seht.

Wieland. Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceste. Ich bin Alceste.

Admet. Und ich Admet.

Euripides. Solltet Ihr mich wohl kennen?

Mercurius. Woher? Das ist Euripides und ich bin Mercur. Was steht Ihr so verwundert?

Wieland. Ist das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals solche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceste? Mit dieser Taille! Verzeiht! Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Mercurius. Die eigentliche Frage ist, warum Ihr meinen Namen prostituirt, und diesen ehrlichen Leuten zusammen so viel begegnet.

Wieland. Ich bin mir nichts bewußt. Was Euch

betrifft, Ihr könntet, dünkt mich, wissen, daß wir Eurem Namen keine Achtung schuldig sind. Unsere Religion gebietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit, anzuerkennen und anzubeten, außer Euch. Daher sind Eure Namen, wie Eure Bildsäulen zerstümmelt und Preis gegeben. Und ich versichere Euch, nicht einmal der griechische Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, ist mir je dabei in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabei. Es ist als wenn einer sagte: Recueil, Porte feuille.

Mercurius. Es ist doch immer mein Name.

Wieland. Haben Sie jemals Ihre Gestalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenstab in der Hand, sitzend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tabacksbüchse figuriren sehen?

Mercurius. Daß läßt sich hören. Ich spreche Euch los. Und Ihr Andern werdet mich künftig ungeplagt lassen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über seine Hosen und Weste noch einen fleischfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelst Flügeln an Haupt und Sohlen seine Molchsgestalt für einen Mercurius an Mann bringen wollte.

Wieland. Das ist die Meinung. So wenig mein Vignettenschneider auf Eure Statue Rücksicht nahm, die Florenz aufbewahrt; so wenig auch ich —

Mercurius. So gehabt Euch wohl. Und so seid Ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht so ban=

kerut gemacht hat, um sich mit allerlei Leuten zu associiren. (Mercurius ab.)

Wieland. So empfehle ich mich denn.

Euripides. Nicht uns so. Wir haben noch ein Glas zusammen zu leeren.

Wieland. Ihr seid Euripides und meine Hochachtung für Euch habe ich öffentlich gestanden.

Euripides. Viel Ehre. Es fragt sich in wie fern Euch Eure Arbeit berechtigt, von der Meinigen Uebels zu reden. Fünf Briefe zu schreiben, um Euer Drama, das so mittelmäßig ist, daß ich als kompromittirter Nebenbuhler fast darüber eingeschlafen bin, Euren Herren und Damen nicht allein vorzustreichen, „das man Euch verzeihen könnte; sondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitstreiter hinzustellen, dem Ihr auf alle Weise den Rang abgelaufen habt!"

Admet. Ich will's Euch gestehen, Euripides ist auch ein Poet, und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten, als sie sind. Aber ein braver Mensch ist er, und unser Landsmann. Es hätte Euch doch sollen bedenklich scheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerxes bemeisterte, der ein Freund des Sokrates war, dessen Stücke eine Wirkung auf sein Jahrhundert hatten, wie Eure wohl schwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceste und Admet habe herbeischwören können als Ihr? Das verdiente einige ahndungsvolle Ehrfurcht, der

zwar Euer ganzes aberweises Jahrhundert von Literatoren nicht fähig ist.

Euripides. Wenn Eure Stücke einmal so viel Menschen das Leben gerettet haben als meine, dann sollt Ihr auch reden.

Wieland. Mein Publikum, Euripides, ist nicht das Eurige.

Euripides. Das ist die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten ist die Rede, die Ihr vermieden habt.

Alceste. Daß ich's Euch sage als ein Weib, die eher ein Wort reden darf, daß es nicht auffällt, Eure Alceste mag gut sein, und Eure Weibchen und Männchen amüsirt auch wohl gekitzelt haben, was Ihr Rührung nennt. Ich bin darüber weggangen, wie man von einer verstimmten Zitter weg weicht. Des Euripides seine habe ich doch ganz ausgehört, mich manchmal darüber gefreuet und auch darüber gelächelt.

Wieland. Meine Fürstin.

Alceste. Ihr solltet wissen, daß Fürsten hier nichts gelten. Ich wünsche, Ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unserer Geschichte gewesen als Ihr. Ich bin für meinen Mann gestorben, wie und wo, das ist nicht die Frage. Die Frage ist von Eurer Alceste, von, von Euripides Alceste.

Wieland. Könnt Ihr mir absprechen, daß ich das Ganze weit delikater behandelt habe?

Alceste. Was heißt das? Genug, Euripides hat gewußt, warum er eine Alceste aufs Theater bringt, so wenig Ihr die Größe des Opfers das ich meinem Manne that, darzustellen wußtet.

Wieland. Wie meint Ihr das?

Euripides. Laßt mich reden Alceste! Sieh' her, das sind meine Fehler. Ein junger blühender König, ersterbend mitten im Genusse aller Glückseligkeit. Sein Haus, sein Volk in Verzweiflung, den guten trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechseltod abdringend. Und nun — alles verstummt, und Vater und Mutter, und Freunde und Volk — Alles — und er lechzend am Rande des Todes, umherschauend nach einem willigen Auge, und überall Schweigen — bis sie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zu den hoffnungslosen Todten.

Wieland. Das hab' ich alles auch.

Euripides. Nicht gar. Eure Leute sind erstlich allzusammen aus der großen Familie, der Ihr Würde der Menschheit, ein Ding, das Gott weiß woher abstrahirt ist, zum Erbe gegeben habt, Ihr Dichter auf unsern Trümmern! Sie sehen einander ähnlich wie die Eier, und Ihr habt sie zum unbedeutenden Brei zusammen gerührt.

Da ist eine Frau, die für ihren Mann sterben will, ein Mann, der für seine Frau sterben will, ein Held,

der für sie beide sterben will, daß nichts übrig bleibt, als das langweilige Stück Parthemia, die man gern, wie den Widder aus dem Busche bei den Hörnern kriegte um dem Elende ein Ende zu machen.

Wieland. Ihr sehet das anders an als ich.

Alceste. Das vermuthe ich. Nur sagt mir: was war Alcestens That, wenn ihr Mann sie mehr liebte, als sein Leben? Der Mensch der sein ganzes Glück in seiner Göttin genösse, wie Euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Philemon und Baucis erbaten sich zusammen den Tod, und Euer Klopstock, der doch immer unter Euch noch ein Mensch ist, läßt seine Liebenden wetteifern — „Daphnis, ich sterbe zuletzt.“ Also mußte Admet gerne leben, sehr gerne leben, oder ich war — was? eine Komödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was Euch gefällt.

Admet. Und den Admet, der Euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag. Seid Ihr jemals gestorben? Oder seid Ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.

Wieland. Nur Feige fürchten den Tod.

Admet. Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod? den fürchtet jeder, selbst der Held. So ist's in der Natur. Glaubt Ihr denn, ich würde mein Leben geschont haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Besitzthümer zu vertheidigen? — Und doch —

Wieland. Ihr redet wie Leute einer anderen Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse.

Admet. Wir reden Griechisch. — Ist Euch das unbegreiflich? Admet —

Euripides. Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Sekte gehört, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein. Das glaubt er.

Admet. Er thut nur so. Nein, Ihr seid noch Mensch genug, Euch zu Euripides Admeten zu versetzen.

Alceste. Merkt auf, und fraget Eure Frau darüber.

Admet. Ein junger, ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürst, der von seinem Vater Reich und Erbe, und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne saß mit Genüglichkeit und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte, als Leute, die mit ihm genossen, und sie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht satt wurde, und alle liebte, daß sie ihn lieben sollten, und sich Götter und Menschen so zu Freunden gemacht hatte, und Apoll den Himmel an seinem Tische vergaß. Der sollte nicht ewig zu leben wünschen? — — — Und der Mensch hat auch eine Frau.

Alceste. Ihr habt eine, und begreift das nicht! Ich wollte das dem schwarzäugigten jungen Dinge dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willst Du ein Wort hören?

Das Mädchen. Was verlangt Ihr?

Alceste. Du hattest einen Liebhaber.

Mädchen. Ach ja!

Alceste. Und liebtest ihn von Herzen, so daß Du in manchen guten Stunden Beruf fühltest, für ihn zu sterben?

Mädchen. Ach, und ich bin um ihn gestorben! Ein feindseliges Schicksal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceste. Da habt Ihr Eure Alceste, Wieland. Nun sage mir liebe Kleine, Du hattest Eltern, die sich herzlich liebten?

Mädchen. Gegen unsere Liebe war's kein Schatten. Aber sie ehrten einander von Herzen.

Alceste. Glaubst Du wohl, wenn Deine Mutter in Todesgefahr gewesen wäre, und Dein Vater hätte für sie mit seinem Leben bezahlt, daß sie's mit Dank angenommen hätte?

Mädchen. Ganz gewiß.

Alceste. Und wechselsweise Wieland, eben so. Da habt Ihr Euripides Alceste.

Admet. Die Eurige wäre dann für Kinder, die andere für ehrliche Leute, die schon ein bis zwei Weiber

begraben haben. Daß Ihr nun mit Eurem Auditorio sympathisirt, ist nöthig und billig.

Wieland. Laßt mich, Ihr seid widersinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides. Erst höre mich noch ein Paar Worte.

Wieland. Mach's kurz.

Euripides. Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das, worauf Ihr Euch so viel zu gute thut, ein Theaterstück so zu lenken und zu ründen, daß es sich sehen lassen darf, ist ein Talent, ja, aber ein sehr geringes.

Wieland. Ihr kennt die Mühe nicht, die es kostet!

Euripides. Du hast ja genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn man's beim Licht besiehet, ist nichts als eine Fähigkeit, nach Sitten und Theaterkonventionen, und nach und nach aufgepflickten Statuten, Natur und Wahrheit zu verschneiden und einzugleichen.

Wieland. Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides. So genieße Deines Ruhmes unter den Deinigen, und laß uns in Ruhe.

Admet. Begieb Dich zur Gelassenheit Euripides. Die Stellen, an denen er Deiner spottet, sind so viel Flecken, mit denen er sein eigen Gewand beschmutzt. Wäre er klug, und er könnte sie und die Noten zum Shakspeare mit Blut abkaufen, er würde es thun. So stellt er sich dar, und bekennt: da habe ich nichts gefühlt.

Euripides. Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meisterstück ist? Ich darf wohl von Arbeit so reden, thust Du es ja. Du fühlst nichts, da Du in den Gasthof Admetens trittst?

Alceste. Er hat keinen Sinn für Gastfreiheit hörst Du ja.

Euripides. Und auf der Schwelle begegnet Dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauses, die ganz voll Liebe zum Admet ihn erst dem Tod entreißt, und nun, o Jammer! sein bestes Weib für ihn dahingegeben sieht. Er kann nichts weiter retten, und entfernt sich wehmüthig, daß nicht die Gemeinschaft mit Todten seine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein, schwarzgehüllt, das Schwerdt ihrer heimtückischen Macht in der Faust, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schicksal, und schilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht schon der Alceste, und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlassenen Chor seufzen: ach, daß Aeskulap noch lebte, der Sohn Apollo, der die Kräuter kannte und jeden Balsam, sie würde gerettet werden. Denn er erweckte die Todten, aber er ist erschlagen von Jupiters Blitz, der nicht duldete, daß er erweckte, vom ewigen Schlaf die in Staub gestreckt hatte nieder sein unerbittlicher Rathschluß.

Alceste. Bist Du nicht ganz entrückt gewesen in die Phantasie der Menschen, die aus ihrer Väter Munde

vernommen hatten, von einem so wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Ist Dir nicht da Wunsch, Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus diesem Geschlechte! Käme der Halbgott seinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides. Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft, sie ist todt! todt! hast sie weggeführt, schwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, hast mit Deinem verzehrenden Schwerdt abgeweidet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über Dich. An dem Grabe will ich Dir auflauschen, wo Du das Blut trinkst der abgeschlachteten Todesopfer, fassen will ich Dich, Todesgöttin, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unsterblicher löset, und Du sollst mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules (tritt auf.) Was redet Ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet. Haben wir Dich in Deinem Rauschschläfchen gestört?

Hercules. Was soll der Lärm?

Alceste. Ei, da ist der Wieland.

Hercules. Ei, wo?

Admet. Da steht er.

Hercules. Der? Nun der ist klein genug. Hab' ich mir ihn doch so vorgestellt. Seid Ihr der Mann, der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend.) Ich habe nichts mit Euch zu schaffen, Koloß!

Hercules. Nun, wie dann? Bleibt nur!

Wieland. Ich vermuthete einen stattlichen Mann mittlerer Größe.

Hercules. Mittlerer Größe? Ich?

Wieland. Wenn Ihr Hercules seid, so seid Ihr's nicht gemeint.

Hercules. Es ist mein Name, und auf den bin ich stolz. Ich weiß wohl, wenn eine Fraze keinen Schildhalter unter den Bären, Greiffen und Schweinen finden kann, so nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit ist Dir niemals im Traum erschienen.

Wieland. Ich gestehe, das ist der erste Traum, den ich so habe.

Hercules. So geh' in Dich, und bitte den Göttern ab Deine Noten übern Homer, wo wir Dir zu groß sind. Das glaub' ich, zu groß.

Wieland. Wahrhaftig, Ihr seid Ungeheuer. Ich habe Euch mir niemals so imaginirt.

Hercules. Was kann ich davor, daß er so eine engbrüstige Imagination hat? Wer ist denn sein Hercules, auf den er sich so viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Devise?

Hast Du die Tugend gesehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumgekommen, und ist mir nichts so begegnet.

Wieland. Die Tugend, für die mein Hercules alles thut, alles wagt, Ihr kennt sie nicht?

Hercules. Tugend! Ich habe das Wort erst hierunten von ein Paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland. Ich bin es eben so wenig im Stande. Doch laßt uns darüber kein Wort verderben. Ich wollte Ihr hättet meine Gedichte gelesen, und Ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweideutig Ding.

Hercules. Ein Unding ist sie, wie alle Phantasie, die mit dem Gange der Welt nicht bestehen kann. Eure Tugend kommt mir vor, wie ein Centaur; so lange der vor Eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! Und wenn der Bildhauer Euch ihn hinstellt, welche übermenschliche Form! — Anatomirt ihn, und Ihr findet vier Lungen, zwei Herzen, zwei Magen. Er stirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein anderes Mißgeschöpf, oder ist nie außer Eurem Kopfe gezeugt worden.

Wieland. Tugend muß doch was sein, sie muß wo sein.

Hercules. Bei meines Vaters ewigen Barte! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns

wohnte sie in Halbgöttern und Helden. Meinst Du, wir lebten wie das Vieh, weil Eure Bürger sich vor den Faustrechts=Zeiten kreuzigen? Wir hatten die bravsten Kerls unter uns.

Wieland. Was nennt Ihr brave Kerls?

Hercules. Einen der mittheilt was er hat. Und der Reichste ist der Bravste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den andern aus. Und versteht sich, ein ächter Mann giebt sich nie mit geringeren ab, nur mit seines gleichen, auch größeren wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern so viel Kinder als sie begehrten, wie ich denn selbst in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlte es einem denn an beiden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu Erbe und Haabe vor Tausenden gegeben; eröffnete er seine Thüren und hieß tausend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da steht Admet, der wohl der bravste in diesem Stücke genannt werden kann.

Wieland. Das meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet.

Hercules. Laster? Das ist wieder ein schönes Wort. Dadurch wird eben Alles so halb bei Euch, daß Ihr Euch Tugend und Laster als zwei Extreme vorstellt, zwischen denen Ihr schwankt, anstatt Euren Mittelzustand als den positiven anzusehen, und den besten, wie es Eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland. Wenn Ihr diese Gesinnungen in mei=

nem Jahrhunderte merken ließet, man würde Euch steinigen. Haben sie mich doch schon wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion so entsetzlich verketzert!

Hercules. Was ist da viel anzugreifen? Die Pferde, Menschenfresser und Drachen, mit denen habe ich es aufgenommen, mit Wolken niemals, sie wollten eine Gestalt haben, wie sie mochten. Die überläßt ein gescheidter Mann dem Winde der sie zusammengeführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland. Ihr seid ein Unmensch, ein Gotteslästerer.

Hercules. Will Dir das nicht in den Kopf? Aber des Prodikus Hercules, das ist Dein Mann. Euer Hercules Grandison, eines Schulmeisters Hercules. Ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, siehest Du, eine unter dem Arm, eine unter den; und alle beide hätten mit fort gemußt. Darinnen ist Dein Amadis kein Narr, ich lasse Dir Gerechtigkeit widerfahren.

Wieland. Kennet Ihr meine Gesinnungen, Ihr würdet noch anders denken.

Hercules. Ich weiß genug. Hättest Du nicht so lange unter der Knechtschaft Deiner Sittenlehre geseufzet, es hätte noch was aus Dir werden können. Denn jetzt hangen Dir immer noch die scheelen Idealen an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? Und wunder

meinst, wie Du einen Kerl prostituirt hattest, wenn Du ihn untern Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst. Weil Eure Hochwürden das nicht Wort haben wollen.

Wieland. Ich empfehle mich.

Hercules. Du möchtest aufwachen. Noch ein Wort. Was soll ich von eines Menschen Verstand denken, der in seinem vierzigsten Jahre ein groß Werks und Wesens daraus machen kann, und fünf sechs Bücher vollschreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blute kann bei drei vier Kerls liegen, und sie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls sich darüber beleidigt finden, und doch wieder anbeißen. Ich sehe gar nicht —

Pluto (inwendig.) Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da draußen? Hercules, Dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bei seinem Weibe, wenn sie nichts dagegen hat. —

Hercules. So gehabt Euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland (erwachend.) Sie reden was sie wollen: mögen sie doch reden, was kümmerts mich?

2.

Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***.

(Aus dem Französischen.)

(Zu der 12ten Abtheilung im 3ten Bande, über Religion, gehörig.)

Lieber Herr Amtsbruder! Da die Veränderung in meiner Nachbarschaft vorging, daß der alte Pastor starb, an dessen Stelle Ihr kommt, freuete ich mich von Herzen. Denn ob ich gleich kein unleidsamer Mann bin, und meinem Nächsten nichts mehr gönne, als sein bischen Leben, das bei Manchen, wie beim Vieh, das Einzige ist, was sie haben; so muß ich doch aufrichtig gestehen, daß Eueres Vorfahren Todtengeläute mir eben so eine freudige Wallung ins Blut brachte, als das Geläute Sonntagsfrühe, wenn es mich zur Kirche ruft, da mein Herz von Liebe und Neigung gegen meine Zuhörer überfließt. Euer Vorfahr konnte Niemanden leiden, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte; ich hoffe, Ihr sollt mir so viel Freude machen, als er mir Verdruß gemacht hat; denn ich höre so viel Gutes von Euch, als man von einem Geistlichen sagen kann, d. h.: Ihr treibt Euer Amt still, und mit nicht mehr Eifer als nöthig ist, und seid ein Feind von Kon=

troversen. Ich weiß nicht, obs Euerm Verstand oder Euerm Herzen mehr Ehre macht, daß Ihr so innig und freidfertig seid, ohne deswegen schwach zu sein; denn freilich ists auch kein Vortheil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaaf ist. Ihr glaubt nicht, lieber Herr Amtsbruder, was mir Euer Vorfahr für Noth gemacht hat. Unsere Sprengel liegen so nahe beisammen, und da steckten seine Leute meine Leute an, daß die zuletzt haben wollten, ich sollte mehr Menschen verdammen, als ich nicht thäte; es wäre keine Freude, meinten sie, ein Christ zu sein, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden. Ich versichere lieber Bruder, ich wurde manchmal ganz muthlos, denn es giebt gewisse Materien, von denen anzufangen ich so entfernt bin, daß ich vielmehr jedesmal am Ende der Woche meinem Gott von ganzem Herzen danke, wenn mich niemand darum gefragt hat, und wenns geschehen ist, ihn bitte, daß er es ins künftige abwenden möge; und so wirds jedem rechtschaffenen Geistlichen sein, der gutdenkende Gemüther nicht mit Worten bezahlen will, und doch weiß, wie gefährlich es ist, sie halbbefriedigt wegzuschicken, oder sie gar abzuweisen. Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich, wie über glühendes Eisen eile. Ich bin alt geworden, und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben so alt sein werdet, als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß

Gott und Liebe (meine Liebe zu Dir auch,) Synonimen sind, wenigstens wünsche ichs Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. Das ich bei allen Eiferern von ihrer Sekte ein mächtiger Behuf der Redekunst, daß sie mit Worten um sich werfen, die sie nicht verstehen. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent sein kann, so tolerant sie auch ist, so wenig kann ein Herz, daß sich seiner Seligkeit versichern will, von der Gleichgültigkeit Profession machen. Die Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte zeitlebens auf dem Meere von Stürmen getrieben werden? Unsere Seele ist einfach und zur Ruhe geboren; so lange sie zwischen Gegenständen getheilt ist, so fühlt sie was, das jeder am besten weiß wer zweifelt.

Also lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr, als die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb ich, (daß ich nur mit ihr glücklich sein kann,) daß ich kein Glück besitze, und keine Seligkeit zu hoffen habe als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte, und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und so liebe ich Jesum Christum, und so glaube ich an ihn, und so danke ich Gott, daß ich an ihn glaube, denn wahrhaftig meine Schuld ist es nicht, daß ich glaube. Es war eine Zeit, da ich Saulus war, gottlob, daß ich Paulus geworden bin; gewiß ich war sehr

erwischt, da ich nicht mehr läugnen konnte. Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestimmen.

So wenig bin ich indifferent, darf ich deswegen nicht tolerant sein? Um wie viele Millionen Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Gränzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr verrechnen. Weiß ich wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, ich hoffe, daß er Andern auch auf dem ihrigen hinein helfen wird. Unsere Kirche behauptet, daß Glauben, und nicht die Werke selig machen, und Christus und seine Apostel lehren das ohngefähr auch. Das zeigt nun von der großen Liebe Gottes, denn für die Erbsünde können wir nichts, und für die wirkliche auch nichts, das ist so natürlich, als daß einer gehet der Füße hat; und darum verlange Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, sondern den einfaltigsten Glauben, und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Christi mitgetheilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben; und nach unserem Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborne Verderben im Grabe bleibt. Wenn nun der Glaube das Einzige ist, wodurch wir Christi Verdienst uns zueignen, so sagt mir, wie ist es denn mit den Kindern? Die sprecht Ihr selig? Nicht wahr? Warum denn? Weil sie nicht ge-

sündigt haben! Das ist ein schöner Satz, man wird ja nicht verdammet, weil man sündigt. Und das eingeborene Verderben haben sie ja doch auch an sich, und werden also nicht aus Verdienst selig; nun so sagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menschgewordenen Liebe sich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in dem Beispiele einen Beweis, daß wir nicht wissen, was Gott thut, und daß wir nicht Ursache haben, an Jemands Seligkeit zu verzweifeln. Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, die so barmherzig waren, wie ich, auf die Wiederbringung gefallen sind, und ich versichere Euch, es ist die Lehre, womit ich mich insgeheim tröste; aber das weiß ich wohl, es ist keine Sache, davon zu predigen. Uebers Grab geht unser Amt nicht, und wenn ich ja einmal sagen muß, daß es eine Hölle giebt, so rede ich davon, wie die Schrift davon redet, und sage immerhin Ewig! Wenn man von Dingen spricht, die Niemand begreift, so ists einerlei was für Worte man braucht. Uebrigens habe ich gefunden, daß ein rechtschaffener Geistlicher in dieser Zeitlichkeit so viel zu thun hat, daß er gern Gott überläßt, was in der Ewigkeit zu thun sein mögte.

So, mein lieber Herr Konfrater, sind meine Gesinnungen über diesen Punkt. Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so vielen hundert Jahren, unter dem Namen Jesus Christus, auf einem kleinen Städchen Welt, eine kleine Zeit als Mensch herum zog,

für den einzigen Grund meiner Seligkeit, und das sage ich meiner Gemeinde, so oft Gelegenheit dazu ist; ich subtilisire die Materie nicht; denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von denen Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen, und eine sehr lächerliche Person in der Welt spielen. Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mitlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweiset, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt habt, noch Euch Mühe gegeben habt, sie eines Besseren zu überweisen. Man hält einen Aal am Schwanze fester, als einen Becher mit Gründen. Es geschah dem Portugiesischen Juden recht, der den Spötter von Ferney Vernunft hören machen wollte, seine Gründe mußten einer Sottise weichen, und anstatt seinen Gegner überführt zu sehen, fertigte ihn dieser sehr tolerant ab, und sagte: „Bleibt denn Jude, weil ihr es einmal seid.“

Bleibt denn Philosoph, weil ihr es einmal seid, und Gott habe Mitleiden mit euch! So pflege ich zu sagen,

wenn ich einmal mit so einem zu thun habe. Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel Einem beweisen kann, der sie nicht fühlt, wenigstens halte ich es für unnöthig. Denn, wenn Ihr fertig seid, und es antwortet Euch einer, wie der Savoyische Vikar, es ist meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle, so seid Ihr geschlagen, und könnt nichts anworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläufigkeiten vom freien Willen, und von der Gnadenwahl einlassen wollt, wovon Ihr doch, alles zusammengenommen, zu wenig wißt, um davon disputiren zu können.

Wer die Süßigkeiten des Evangelii schmecken kann, der mag so was Herrliches Niemanden aufdringen. Und giebt uns unser Herr nicht das excellenteste Beispiel selbst? Ging er nicht gleich von Gergesa ohne böse zu werden, so bald man ihn darum bat. Und vielleicht wars ihm selbst nicht um die Leute zu thun, die ihre Schweine nicht darum geben wollten, um den Teufel los zu werden. Denn man mag ihnen vorsagen was man will, so bleiben sie auf ihrem Kopfe. Was wir thun können, ist die Heilsbegierigen zurecht zu weisen, und den anderen läßt man, weil sie's nicht besser haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.

Da habt Ihr also die Ursache, warum und wie tolerant ich bin, ich überlasse, wie Ihr seht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen zu ihr, daß sie am besten wissen wird, den un-

sterblichen und unbefleckbaren Funken, unsere Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unsterblich reinem Kleide zu umgeben. Und diese Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung vertauschte ich nicht mit dem höchsten Ansehn der Infallibilität. Welche Wonne ist es zu denken, daß der Türke, der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, sich einst freuen werden, meine Brüder zu sein.

So weit davon, mein lieber Bruder! Und gleichsam im Vorbeigehen; denn das Haupttalent der Intoleranz offenbart sich doch am meisten in den Uneinigkeiten der Christen selbst, und das ist was Trauriges. Nicht daß ich meine, man soll eine Vereinigung suchen, das ist eine Sottise, wie die Republik Heinrichs des Vierten. Wir sind alle Christen, und Augsburg und Dordrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen. Ein Franzose ist vom Kopf bis auf die Füße eben ein Mensch, wie ein Deutscher, das andere sind politische Konsiderationen, die vortrefflich sind, und die Niemand unbestraft einreißen soll.

Wer die Geschichte des Wortes Gottes unter den Menschen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig, weder Bellarmin noch Seckendorf wird Euch eine reine Geschichte erzählen. Warum sollte ich läugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerei

war, und daß es Luthers Intention im Anfange gar nicht war, das auszurichten, was er wirklich ausrichtete. Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Konfession für was anders, als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war, und noch nöthig ist, etwas fest zu setzen, das mich aber nur äußerlich verbindet, und mir übrigens meine Bibel läßt. Kommt aber ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes näher als das andere, so sind die Bekenner desto besser daran, aber das bekümmert niemand anders.

Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien; möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand. Er arbeitete sich durch verjährte Vorurtheile durch, und schied das Göttliche vom Menschlichen, so viel ein Mensch scheiden kann, und was noch mehr war: er gab dem Herzen seine Freiheit wieder, und machte es der Liebe fähiger; aber man lasse sich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen Andern herunter warf; man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sei deswegen ein Gegenstand des Abscheues und der Verachtung; hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas Göttlich-Wahres gegründet wäre. Laßt sie, leidet sie, segnet sie. Warum lästert Ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das weiß ich, aber laßt sie thun was sie wollen, verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist.

Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der Römischen Kirche, ob's aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr als gut ist. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zu Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich, und daß sie politisch geworden ist, lag in den Umständen. Ich bin so fern eine Vereinigung zu wünschen, daß ich sie vielmehr für äußerst gefährlich halte. Jeder Theil, der sich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Doch, es ist gut, daß politische Betrachtungen der Sache im Wege stehen, sonst würde man vielleicht den Gewissen ihre Freiheit rauben. Beides läuft auf eins hinaus, ob ein Sakrament ein Zeichen oder mehr ist, und wie könnte ich böse sein, daß ein Anderer nicht empfinden kann, wie ich. Ich kenne die Seligkeit zu gut, es für mehr zu halten, als ein Zeichen, und doch habe ich unter meiner Gemeinde eine große Anzahl Menschen, die die Gnade nicht haben, es auch zu fühlen; es sind Leute, wo der Kopf das Herz überwiegt, mit diesen lebe ich in so zärtlicher Eintracht, und bitte Gott, daß er Jedem Freude und Seligkeit gebe, nach seinem Maaß; denn der Geist Gottes weiß am besten, was einer fassen kann. Eben so ist's mit der Gnadenwahl, davon verstehen wir ja Alle nichts, und so ist's mit tausend Dingen. Denn, wenn man's bei Lichte besieht, so hat jeder seine eigene Religion, und Gott muß mit unserem armseligen Dienste zufrieden sein,

aus übergroßer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann sein, der Gott diente, wie sich's gehört. Ach, es ist unwidersprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher unsern Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre ist's, die auf Demuth baut, als die aus der Höhe. Wenn wir das immer bedächten, und recht im Herzen fühlten, was das sei, Religion, und Jedem auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Sekten und Partheien träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf so vielerlei Weise Frucht bringen zu sehen. Dann würden wir ausrufen: Gott Lob, daß das Reich Gottes auch da zu finden ist, wo ich's nicht suchte. Unser lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr kosten sollte, dieses Reich auszubreiten, er wußte, daß es damit nicht ausgerichtet wäre, er wollte anklopfen an der Thüre, und sie nicht einschmeißen. Wenn wir das nur recht bedächten und Gott dankten, daß wir in diesen schlimmen Zeiten noch ungestört lehren dürfen. Und einmal für allemal, eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer ächten Kirche. Denn mein lieber Bruder, betrachtet nur selbst die Zeiten der Apostel, gleich nach Christi Tod, und Ihr werdet bekennen müssen, es war nie eine sichtbare Kirche auf Erden. Es sind wunderlich Leute die Theologen, da prätendiren sie, was nicht möglich ist. Die Christliche Religion in ein Glaubensbekenntniß bringen, o Ihr guten

Leute! Petrus meinte schon, in Bruder Pauli Briefen wäre Viel schwer zu verstehen, und Petrus war doch ein anderer Mann, als unsere Superintendenten; aber er hatte Recht, Paulus hat Dinge geschrieben, die die ganze Christliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht versteht. Da sieht es denn schon gewaltig scheu um unsere Lehre aus, wenn wir alles, was in der Bibel steht, in Ein System zerren wollen, und mit dem Wandel läßt sich eben so wenig Gewisses bestimmen. Peter that schon Sachen, die Paulen nicht gefielen, und ich möchte wissen, mit was für Titeln der große Apostel unsere Geistlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerfliche Prädilektion für ihre Sekte haben, als Petrus und die Juden. Daß bei der Einsetzung des Abendmahls die Jünger das Brod und den Wein genossen, wie die Reformirte Kirche, ist unläugbar, denn ihr Meister, den sie viel kannten, der saß bei ihnen, sie versprachens gleichsam zu seinem Gedächtniß zu wiederholen, weil sie ihn liebten, und mehr prätendirte er auch nicht. Wahrhaftig, Johannes, der an seinem Busen lag, brauchte nicht erst das Brod, um sich von der Existenz seines Herrn lebendig zu überzeugen, genug, es mag den Jüngern dabei der Kopf gedreht haben, wie selbigen ganzen Abend, denn sie verstanden nicht eine Sylbe von dem, was der Herr sagte.

Kaum war der Herr von der Erde weg, als zärtliche, liebesgesinnte Leute sich nach einer innigen Vereinigung mit ihm sehnten, und weil wir immer nur halb befriedigt sind, wenn unsere Seele genossen hat, so verlangten sie auch was für den Körper, und hatten nicht Unrecht, denn der Körper bleibt immer ein merkwürdiger Theil des Menschen, und dazu gaben ihnen die Sakramente die erwünschteste Gelegenheit. Durch die sinnliche Handlung der Taufe, oder des Händeauflegens gerührt, gab vielleicht ihr Körper der Seele eben denjenigen Ton, der nöthig ist, um mit dem Weben des heiligen Geistes zu sympathisiren, das uns unaufhörlich umgiebt. Ich sage vielleicht, und ich darf gewiß sagen. Eben das fühlten sie beim Abendmahl, und glaubten, durch die Worte Christi geleitet, es für das halten zu können, was sie so sehr wünschten. Besonders, da die Unarten ihres Körpers, sich durch diese Heiligung am besten heilen ließen, so blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ihr verherrlichter Bruder ihnen von dem Wesen seiner göttlichen Menschheit durch diese sinnliche Zeichen mittheile. Aber das waren unaussprechliche Empfindungen, die sie wohl im Anfange zur gemeinschaftlichen Erbauung einander kommunicirten, die aber leider nachher zum Gesetz gemacht wurden. Und da konnte es nicht fehlen, daß die, deren Herz keiner solchen Empfindung fähig war, und die mit einer bedächtigen geistlichen Vereinigung sich genügten, daß sie sich trennten, und sich zu behaupten

getraueten, eine Empfindung, die nicht allgemein sei, könne kein allgemein verbindendes Gesetz werden. Ich denke, daß das der ehrlichste Status causae ist, den man erwarten kann, und wenn man wohl thun will, so verfährt man mit seiner Gemeinde so billig von der Seite, als möglich. Einem Meinungen aufzudringen, ist schon grausam, aber von Einem verlangen, er müsse empfinden, was er nicht empfinden kann, das ist tyrannischer Unsinn. Noch etwas, lieber Bruder. Unsere Kirche hat sich nicht allein mit der Reformirten gezankt, weil die zu wenig empfindet, sondern auch mit andern ehrlichen Leuten, weil sie zu viel empfanden. Die Schwärmer und Inspiranten haben sich oft unglücklicher Weise ihrer Erleuchtung überhoben, man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen; aber wehe uns, daß unsere Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Kommentaren die Schrift verstehen lernen will. Wollt ihr die Wirkungen des heiligen Geistes schmälern? Bestimmt mir die Zeit, wenn er aufgehöret hat, an die Herzen zu predigen, und euern schalen Diskursen das Amt überlassen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen. Unverständlich nennt Ihr unnütz! Was sah der Apostel im dritten Himmel? Nicht wahr, unaussprechliche Dinge? Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeinde Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O meine Herren, Eure Dogmatik hat noch viele Lücken!

Lieber Bruder, der heilige Geist giebt Allen Weisheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die Mosheimen zu rathen aufgegeben hätten. Genug, die Wahrheit sei uns lieb wo wir sie finden. Laßt uns unser Gewissen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein sein mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Christo nirgends gedrückter war, als in der Christlichen Kirche. Und wem darum zu thun ist, die Wahrheit dieses Satzes noch bei seinem Leben zu erfahren, der wage, ein Nachfolger Christi öffentlich zu sein, der wage sich's merken zu lassen, daß ihm um seine Seligkeit zu thun ist! Er wird einen Unnamen am Halse haben, ehe er sich's versieht, und eine Christliche Gemeinde macht ein Kreuz vor ihm.

Laßt uns also darauf arbeiten, lieber Bruder, nicht daß unsere, sondern daß Christi Lehre lauter gepredigt werde. Laßt uns unbekümmert über andere Reiche sein, nur laßt uns für unser Reich sorgen, und besonders hütet Euch vor den falschen Propheten. Diese nichtswürdigen Schmeichler nennen sich Christen, und unter ihrem Schaafspelze sind sie reißende Wölfe; sie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel, und schmälern das Verdienst Christi, wo sie können. Wahrhaftig alle Religionsspötter sind wenigstens ehrliche Leute, die über das lachen, was sie nicht fühlen, und einen öffentlichen Feind hat man wenig zu fürchten; aber diese heimlichen sucht aus Eurer Gemeinde zu scheiden

nicht daß Ihr sie in Eurem Sprengel nicht leiden wollt, sondern nur daß Ihr sie als ehrliche Leute verlangt, die bekennen, was sie sind. Der liebe Johannes lehrt uns ganz kurz allen Religionsunterschied; das sei der Einzige, den wir kennen. Ich habe in meinem Amte Jesum so laut geprediget, daß sich die Widerchristen geschieden haben, und weiter braucht's keine Scheidung. Wer Jesum einen Herrn heißt, der sei uns willkommen, können die Andern auf ihre eigne Hand leben und sterben, wohl bekomme es ihnen! Wenn der Geistliche ein Mann ist, der nicht vom Hauptpunkte abweicht, so wird unter der Gemeinde auch kein Zwist entstehen. Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeinde Glaubensbekenntniß. Wir sind elend! Wie wir's sind, und warum wir's sind, das kann uns sehr einerlei sein, wir sehnen uns nur nach einem Wege, auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Mensch geworden ist, um uns das zu verschaffen, wonach wir uns sehnen, und alles, was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, ist uns liebenswürdig, was zu diesem Zwecke nicht zielt, gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt. Ihr könnet Euch denken, Herr Konfrater, in was für einem Kredit die Kontroversen bei uns stehen. Laßt uns Friede halten, lieber Herr Amtsbruder, ich weiß nicht, wie ein Pastor sich unterstehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erschallen sollte, und um keinen Zwist Gelegenheit zu geben,

laßt uns alle Kleinigkeiten fliehen, wo man Grillen für Wahrheit, und Hypothesen für Grundlehren verkauft. Es ist immer lächerlich, wenn ein Pastor seine Gemeinde belehrt, daß die Sonne nicht um die Erde geht, und doch kommt so etwas vor. Noch eins, Herr Bruder, laßt Eure Gemeinde ja die Bibel lesen, so viel sie wollen, wenn sie sie gleich nicht verstehen, das thut nichts; es kommt doch immer viel Gutes dabei heraus; und wenn Eure Leute Respekt für die Bibel haben, so habt Ihr viel gewonnen. Doch bitte ich Euch nichts vorzubringen, was Ihr nicht Jedem an seinem Herzen beweisen könnt, und wenn's hundertmal geschrieben stände. Ich habe sonst auch gesorgt, die Leute möchten Anstoß an Dingen nehmen, die hier und da in der Bibel vorkommen, aber ich habe gefunden, daß der Geist Gottes sie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nützen dürften. Ich weiß z. E. kein zärtliches Herz, das an Salomons Diskursen, die freilich herzlich trocken sind, einigen Geschmack hätte finden können. Ueberhaupt ist es ein eignes Ding um die Erbauung. Es ist oft nicht die Sache, die einen erbauet, sondern die Lage des Herzens, worin sie uns überrascht, ist das, was einer Kleinigkeit den Werth giebt. Darum kann ich die Liederverbesserungen nicht leiden, das möchte für Leute sein, die dem Verstande viel, und dem Herzen wenig geben; was ist daran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt,

in dem der Geist des Dichters war; aber wahrhaftig, das wird einem bei denen gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, die mit aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibepulte mühsam polirt worden sind. — Adieu, lieber Herr Konfrater, Gott gebe Eurem Amte Segen! Prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe haben. Segnet Alles, was Christi ist, und seid übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schelten will. So oft ich an Euerm Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, so oft will ich für Euch beten. Und wenn Euer allgemeiner Vortrag nach Aller Maaß eingerichtet ist, und Ihr die Seelen, die sich Euch besonders vertrauen, insbesondere belehret, so daß Ihr sie doch alle auf den großen Mittelpunkt unseres Glaubens, die ewige Liebe hinweiset. Wenn Ihr dem Starken genug, und dem Schwachen, so viel gebet, als er braucht, wenn Ihr die Gewissensskrupel vermindert, und Allen die Süßigkeit des Friedens wünschenswerth macht; so werdet Ihr dereinst mit der Ueberzeugung Euer Amt wohl geführt zu haben, vor den Richterstuhl des Herrn treten können, der über Hirten und Schaafe, als Oberhirt allein zu richten das Recht hat. Ich bin mit aller Zärtlichkeit Euer Bruder

*** Pastor zu ***.

3.

Zwei wichtige, bisher unerörterte, biblische Fragen, zum Erstenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben.

(Ebenfalls zur Abtheilung über die Religion gehörig.)

M. den 6 Febr. 1773.

Es ist betrübt, die langen Winterabende so allein zu sein. Mein Sohn, der Magister, ist in der Stadt; ich kann's ihm nicht verdenken, er findet bei mir so wenig Unterhaltung für seine Gelehrsamkeit, als ich an ihm Liebeswärme für meine Empfindung; und die Kollegen um mich her, sind und bleiben meine letzte Gesellschaft. Wer nach einem kurzen Benedicite von Gewissensfragen und andern Pastoralkleinigkeiten sich nicht zur ausgelassenen Spiel- und Trinkkollation hinsetzen, und das Gratias gegen Mitternacht mit Zoten intoniren mag, der muß wegbleiben, wissen Sie lieber Herr Bruder. — Unsere letzte wichtige Unterredung, als ich das Vergnügen hatte, in so guter Gesellschaft bei Ihnen zu sein, hat mich auf allerlei Gedanken, und endlich gar zu dem Entschlusse gebracht, Ihnen Beiliegendes zu senden. Ich hatte damals noch viel zu sagen, aber das Gespräch

wurde auf einmal zu gelehrt, und da ich niemals ein Freund von Büchern, am wenigsten von Exegetischen war, bleib ich meistenstheils zurück, wenn meine Gesellen einen Austritt in das so verwachsene Dickicht wagen. Was kann einem Geistlichen zwar angelegener sein, als die Auslegung der Sammlung Schriften, woran sein zwiefaches Leben hängt; mit allen dem aber habe ich mich nie genug über Männer wundern können, die sich hinsetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unserer Bibel, an einem Faden weg zu exegesiren, da ich Gott danke, wenn mir hier und da ein brauchbarer Spruch aufgeht, und das ist wahrhaftig Alles, was man nöthig hat. Der Magister, mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademieen zurückkam, verstand er gewisse Bücher des alten und neuen Testaments, über die er hatte Kollegia lesen hören, aus dem Fundamente, und zu den übrigen sagte er, habe er einen Universalschlüssel, daß es ihm bei Gelegenheit, meinte er, nicht fehlen könnte. — Meine Wissensbegierde wurde rege, und ich bat ihn mich in die Schule zu nehmen. Das that er gerne, denn er sticht gewaltig auf einen Professor, konsultirte hier und da seine Hefte, und das Dociren stand ihm gar gravitätisch an. Nur merkte ich bald, daß die ganze Kunst auf eine kalte Reduction hinauslief, das that mir leid, und ich wollte ihn überzeugen: allein im Lebens- und Amtsgange lerne man Kernbücher verstehen; gelehrte Prediger seien just nicht die besten, weil sie niemals fra-

gen: was brauchen meine Zuhörer? sondern: was könnte ich Ihnen aus der Fülle meiner Weisheit, doch ohnbeschadet der geheimen Sparbüchse (die nun freilich einer wie der andere bei Seite verwahrt), noch alles mittheilen? Ferner sagte ich ihm: die einzige brauchbare Religion, muß einfach und warm sein, von der einzigen Wahren, haben wir nicht zu urtheilen, wer will das ächte Verhältniß der Seele gegen Gott bestimmen, als Gott selbst?

Darüber wurde er mürrisch, und ich merkte ganz deutlich, daß er von meiner Urtheilskraft nicht das Beste dachte. Mag er! bis er selbst gescheuter wird. Die Erkenntniß wächst in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll, noch kann; und den hielt ich für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze, die erforderliche Wartung verstände. Doch alles das wollte ich nicht sagen. Beikommende Auslegungen fordern einen Vorbericht.

Zur Zeit, da ich studirte, erklärte man die Bibel zu universal, die ganze Welt sollte an jedem Spruche Theil haben. Dieser Meinung war ich immer feind, weil sie so viele Inkonvenienzen und Anstöße in die Wege legte. Nun, wie mein Magister zurückkam, wunderte ich mich, ihn von denen schweren Vorurtheilen so frei zu sehen, mein Herz ging mir recht auf, wie ich gerad mit ihm reden konnte, wie er meine Ahndungen durch gelehrte Beweise bestätigte. Doch die Freude dauerte nicht

lange, ich sah ihn mit der entgegengesetzten Thorheit behaftet, alle dunkle, alle seinem Systeme widrige Stellen zu Lokalkleinigkeiten zu drechseln. Darüber kamen wir abermals auseinander. Ich glaube die Mittelstraße getroffen zu haben. Hier ist der Deutpfahl dahin. Das Jüdische Volk sehe ich für einen wilden unfruchtbaren Stamm an, der in einem Kreis von wilden unfruchtbaren Bäumen stand, auf den pflanzte der ewige Gärtner das edle Reis Jesum Christum, daß es darauf bekleibend, des Stammes Natur veredelte, und von dannen Pfropfreiser zur Befruchtung aller übrigen Bäume geholt würden. Die Geschichte und Lehre dieses Volks, von seinem ersten Keime bis zur Pfropfung, ist allerdings partikulär, und das wenige Universelle, das etwa in Rücksicht der zukünftigen großen Handlung mit ihm möchte vorgegangen sein, ist schwer und vielleicht unnöthig aufzusuchen. Von der Pfropfung an, wendet sich die ganze Sache. Lehre und Geschichte werden universell. Und obgleich jeder von daher veredelte Baum seine Spezialgeschichte, und nach Beschaffenheit der Umstände seine Speziallehre hat, so ist doch meine Meinung: Hier sei so wenig Partikulares als dort Universelles zu vermuthen und zu deuten.

Beikommende zwei Erklärungen, die mir schon vor langer Zeit vom guten Geiste zugewinkt worden, und die ich je länger ich sie umschaue, je wahrer finde, wer=

den Ihnen Tiefen der Erkenntniß und Empfindung eröffnen.

Erste Frage.

Was stand auf den Tafeln des Bundes?

Antwort. Nicht die zehn Gebote, das erste Stück unseres Katechismus!

Laßt es Euch Mosen selbst sagen. Hier liefere ich einen Auszug seines zweiten Buchs.

Die Gesetzgebung beginnt Majestätisch-Fürchterlich, und der Herr spricht von Sinai den Eingang von meist allgemeinen Wahrheiten, die er bei ihnen, wie bei andern Völkern gleichsam voranssetzt, (2 B. Mos. 20, 1 — 17.), das Volk erschrickt, und überträgt Mose den weiteren Willen des Herrn zu vernehmen, dem denn Gott fortfährt (vom 22. V. des 20. Kap. bis zu Ende des 23.) seine Gesetze vorzulegen. Moses kehrt zum Volke zurück (24, 3 ꝛc.), ohne daß der Tafeln Erwähnung geschehen, schreibt alle die Worte des Herrn in ein Buch, das das Buch des Bundes genannt wird, und liest es ihnen vor. Dann erst spricht der Herr zu Mose (24, 12.), kommt herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir gebe steinerne Tafeln und (mit) Gesetz und Gebot, die ich geschrieben habe. Er begiebt sich hinauf, und ihm wird die Einrichtung der Stiftshütte vorgelegt (25—31); ganz zuletzt (31, 18.) aber erst gemeldet: und da der

Herr ausgeredet hatte — gab er ihm die Tafeln. Was darauf gestanden, erfährt Niemand. Das Unwesen mit dem Kalb entsteht, und Moses zerschlägt sie, ehe wir ihren Inhalt nur muthmaßen können (32, 19.). Nach Reinigung des reuigen Volks, spricht der versöhnte Herr zum Propheten (34, 1.): haue dir zwo steinerne Tafeln, wie die ersten waren, daß ich die Worte darauf schreibe, die in den ersten waren. Moses gehorchend tritt vor den Herrn, preist dessen Barmherzigkeit und ruft sie an. Der Herr spricht (34, 10 ꝛc.): Siehe ich will einen Bund machen vor alle deinem Volk. Halte, was ich dir heute gebiete!

1) Du sollst keinen andern Gott anbeten. Darum hüte dich, daß du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Landes machst; noch deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern nehmest, sie würden dich zu falschen Göttern kehren. Eben so wenig sollst du mit irgend einem Bilde etwas zu thun haben.

2) Das Fest der ungesäuerten Brodte sollst du halten. Sieben Tage sollst du ungesäuert Brod essen, um die Zeit des Monats Abib, zur Erinnerung, daß ich dich um diese Zeit aus Aegypten geführet habe.

3) Alles was seine Mutter am ersten bricht, ist mein, was männlich sein wird in deinem Vieh, es sei Ochse oder Schaaf. Aber statt dem Erstlinge des Esels sollst du ein Schaaf erle=

gen ꝛc. Die Erstgeburt deiner Söhne sollst du lösen, und daß niemand vor mir leer erscheine.

4) Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten Tage sollst du feiern, beides mit Pflügen und Erndten.

5) Das Fest der Woche sollst du halten mit den Erstlingen der Waizenerndte, und das Fest der Einsammlung, wenn das Jahr um ist.

6) Dreimal im Jahre sollen alle Mannsnamen erscheinen vor dem Herrn. Und es soll niemand deines Landes begehren, so lang du diesem Gebote gehorchest.

7) Du sollst das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem gesäuerten Brod.

8) Das Opfer des Osterfestes soll nicht über Nacht bleiben.

9) Das Erstling der Früchte deines Ackers sollst du in das Haus des Herrn bringen.

10) Du sollst das Böcklein nicht kochen, wenn's noch an seiner Milch ist. Und der Herr sprach zu Mose: schreibe diese Worte, denn nach diesen Worten hab' ich mit dir und mit Israel einen Bund gemacht. Und er war allda bei dem Herren vierzig Tage und vierzig Nächte, und aß kein Brod und trank kein Wasser. Und er schrieb auf die Tafeln solchen Bund, die zehen Worte.

Mit den deutlichsten Worten steht es hier verzeichnet, und der Menschenverstand freuet sich darüber. Die Tafeln waren ein Zeugniß des Bundes, mit dem sich Gott ganz besonders Israel verpflichtete. Wie gehörig lesen wir also die Gesetze darauf, die sie von allen Völkern auszeichnen, die Vorschriften, wonach sie die Epochen ihrer Geschichte theils feiern, theils die Grundgesetze ihrer Verfassung als heilig ehren sollten. Wie gerne wirft man den beschwerlichen alten Irrthum weg: es habe der partikulareste Bund auf Universalverbindlichkeiten, (denn das sind doch die meisten der sogenannten zehn Gebote), gegründet werden können. Kurz! das Proömium der Gesetzgebung enthält, wie ich schon oben, obgleich unbestimmter gesagt, Lehren, die Gott bei seinem Volke als Menschen, und als Israeliten voraussetzte. Als Menschen, dahin gehören die allgemeinen moralischen; als Israeliten, die Erkenntniß eines einzigen Gottes, und die Sabbatfeier. Wenn es aber so evident ist, warum hat die Kirche so viel Jahrhunderte in der entgegengesetzten Meinung gestanden? Das wird Niemanden wundern, der ihre Geschichte nur einigermaßen kennt. Der Verfasser des fünften Buchs Mosis verfiel zuerst in den Irrthum. Es ist wahrscheinlich, und ich glaube es irgendwo einmal gelesen zu haben, daß dieses Buch in der Babylonischen Gefangenschaft aus der Tradition zusammengestoppelt worden sei. Die Unordnung desselben macht es fast gewiß. Und unter solchem Umständen ist ein Mißgriff, wie

gegenwärtiger sehr natürlich. Die Tafeln waren sammt der Lade verloren, die ächten Abschriften der heiligen Bücher in wenig Händen, die zehn Gesetze schliefen und wurden vergessen, die Lebensregeln hatte jeder im Herzen, wenigstens im Gedächtniß. Und wer weiß, was noch alles zu dieser ungeschickten Kombination Gelegenheit gegeben. Es ließ sich noch viel sagen, das will ich aber Gelehrteren hinterlassen, und nur das noch anfügen. Nicht weiß ich, ob jemand diese Wahrheit vor mir gefunden oder gelehrt; so viel aber kann ich sagen, daß die Kirche den Irrthum über dieser Stelle heilig bewahrt, und viele fatale Konsequenzen daraus gezogen hat.

Andere Frage.

Was heißt mit Zungen reden? (*γλοσσαις λαλειν.*) Vom Geist erfüllt, in der Sprache des Geistes, des Geistes Geheimnisse verkündigen.

Το γαρ ενθεαζειν, κατα γλοσσαν υπαρχειν, σιβυλλαινειν.

Diodorus quidam. (Ich weiß nicht, wer eigentlich der Diodorus war. Im ersten Theil von Fabricii Bibl. Gr. findet ihr die Stelle mit ein Paar gelehrten schlechten Erklärungen derselben.) Wer Ohren hat zu hören der höre. Fragt Ihr: wer ist der Geist? So sage ich Euch, der Wind bläset, Du fühlest sein Sausen,

aber von wannen er kommt, und wohin er gehet, weißest Du nicht. Was willst Du uns von der Sprache des Geistes sagen, wenn Du den Geist nicht kennst, ist die gegeben worden mit Zungen zu reden? Darauf antworte ich: Ihr habt Mosen und die Propheten! Ich will Euch nur hindeuten, wo von dieser Sprache geschrieben steht. Der verheißene Geist erfüllt die versammelten Jünger mit der Kraft seiner Weisheit. (Ap. G. 2, 1.) Die göttliche Empfindung strömt aus der Seele in die Zunge und flammend verkündigt sie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache (ἑτεραις γλωσσαις), und das war *die Sprache des Geistes*. (καθως το πνευμα εδιδου αυτοις αποφθεγγεσθαι.) Das war jene *einfache allgemeine* Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einschränkung unserer Menschlichkeit ist nicht mehr als eine Ahndung davon zu tappen. Hier tönt sie in ihrer vollen Herrlichkeit! Parter, Meder und Elamiter entsetzen sich, jeder glaubt seine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner versteht, er hört die großen *Thaten* Gottes verkündigen, und weiß nicht wie ihm geschiehet. Es waren aber nicht allein die Ohren geöffnet zu hören, nur fühlbar Seelen (ανδρες ἐυλαβεις) nahmen an dieser Glückseligkeit Theil; schlechte Menschen, kalte Herzen, standen spottend dabei und sprachen: sie sind voll süßen Weins! Kam in der Folge der Geist über eine Seele, so war das Aushauchen seiner Fülle, das erste nothwendigste Athmen eines so ge=

würdigten Herzens. (Ap. G. 16, 6.) Es floß vom Geiste selbst über, der so einfach wie das Licht, auch so allgemein ist, und nur, wenn die Wogen verbraust hatten, floß aus diesem Meere der sanfte Lehrstrom (das προφητευειν), zur Erweckung und Aenderung der Menschen. Wie aber jede Quelle, wenn sie von ihrem reinen Ursprung weg durch allerlei Gänge zieht, und vermischt mit irdischen Theilen, zwar ihre selbstständige innerliche Reinigkeit erhält, doch dem Auge trüber scheint, und sich wohl gar zuletzt in einen Sumpf verliert; so giugs hier auch. Schon zu Paulus Zeiten ward diese Gabe in der Gemeinde gemißbraucht. Die Fülle der heiligsten tiefsten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen, er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht. Auf der Höhe der Empfindung erhält sich kein Sterblicher. Und doch mußte denen Jüngern die Erinnerung jenes Augenblicks Wonne durch ein ganzes Leben nachvibriren. Wer fühlt nicht in seinem Busen, daß er sich unaufhörlich wieder dahin sehnen würde? Auch thaten sie das. Sie verschlossen sich in sich selbst, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre (το προφητευειν), um die Wasser zu ihrer ersten zu dämmern, brüteten dann mit ihrem eignen Geiste Höhe über der Finsterniß, und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte diese geschraubte Kraft nichts, als dunkle Ahndungen hervordrängen, sie lallten sie aus,

Niemand verstand sie, und so verdarben sie die beste Zeit der Versammlung. Gegen Dieses arbeitet Paulus mit allem Ernst in dem vierzehnten Kapitel der ersten Epistel an die Korinthische Gemeinde. Abtreten könnte ich nun, jeden sich selbst dieses Kapitel auslegen, jeden empfinden lassen, daß es nimmer eine andere Erklärung annimmt. Auch will ich nur noch einige Blicke hinwerfen. Mehr als Pantomime, doch unartikulirt, muß die Sprache sein. Paulus setzt die zur Empfindung des Geistes bewegte Seele (πνευμα), dem ruhigen Sinn (νȣς) entgegen, neben einander vielmehr, nacheinander! Wie ihr wollt! Es ist Vater und Sohn, Keim und Pflanze. πνευμα! πνευμα! was wäre νȣς ohne dich! Genug! Wie gern, ohne paraphrastische Foltern geben die Sprüche ihren Sinn!

„Der, wie ihr mit der Geistessprache redet, redet „nicht den Menschen, sondern Gott; denn ihn vernimmt „Niemand; er redet im Geiste Geheimnisse. So „ich mit der tiefen Sprache bete, betet mein Geist, mein „Sinn bringt Niemanden Frucht. Dieses Reden ist nur „ein auffallendes, Aufmerksamkeit erregendes Zeichen „(σημειον) für Ungläubige, keine Unterweisung für sie, „keine Unterhaltung in der Gesellschaft der Gläubigen.“

Suchet Ihr nach diesem Bache; Ihr werdet ihn nicht finden, er ist in Sümpfe verlaufen, die von allen wohlgekleideten Personen vermieden werden. Hier und da wässert er eine Wiese ins Geheim, dafür danke einer

Gott in der Stille. Denn unsere theologischen Kameralisten haben das Prinzipium, man müßte dergleichen Flecke alle eindeichen, Landstraßen durchführen, und Spaziergänge darauf anlegen. Mögen sie denn! Ihnen ist Macht gegeben! Für uns Haushalter im Verborgenen bleibt doch der wahre Trost: Dämmt Ihr! Drängt Ihr! Ihr drängt nur die Kraft des Wassers zusammen, daß es von Euch weg auf uns desto lebendiger fließe.

Und wir, lieber Herr Bruder, lassen Sie uns in der Fühlbarkeit gegen das schwache Menschengeschlecht, dem einzigen Glücke der Erde, und der einzigen wahren Theologie, gelassen fortwandeln, und den Sinn des Apostels fleißig beherzigen: Trachtet Ihr, daß Ihr Lebenskenntniß erlanget, Euch und Eure Brüder aufzubauen, das ist Euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage seinen Lohn. Wirft aber der ewige Geist einen Blick seiner Weisheit, einen Funken seiner Liebe, einem Erwählten zu, der trete auf, und lalle sein Gefühl. Er trete auf! Und wir wollen ihn ehren! Gesegnet seiest du, woher du auch kommst! Der du die Heiden erleuchtest! Der du die Völker erwärmst!

Nachtrag
einzelner Aphorismen aus den neuesten Heften über Kunst und Alterthum.

(4ter Bd. 2tes Heft und 5ter Bd. 2tes Heft.)

1.

Der Irrthum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe; danach zu forschen, ist nicht Jedermanns Sache.

2.

Wir alle leben vom Vergangnen und gehen am Vergangenen zu Grunde.

3.

Wie wir was Großes lernen sollen, flüchten wir uns gleich in unsere angeborne Armseligkeit und haben doch immer etwas gelernt.

4.

Den Deutschen ist nichts daran gelegen zusammen zu bleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch welcher er wolle, hat so ein eignes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen.

5.

Die empirisch-sittliche Welt besteht größtentheils nur aus bösem Willen und Neid.

6.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, deswegen schadet es dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein.

7.

Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stilleu, und siehet sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen.

8.

Mit dem Vertrauen ist es eine wunderliche Sache. Hört man nur Einen, der kann sich irren oder sich betrügen; hört man Viele, die sind in demselbigen Falle und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

9.

Unreine Lebensverhältnisse soll man Niemanden wünschen; sie sind aber für den, der zufällig hineingeräth, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag.

10.

Ein beschränkter ehrlicher Mensch siehet oft die Schelmerei der feinsten Mächler (Faiseurs) durch und durch.

11.

Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus.

12.

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

13.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

14.

Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr, und wenn es mein Diener wäre.

15.

Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, sie müssen sich immer begegnen.

16.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert, und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.

17.

Das sogenannte Romantische einer Gegend, ist ein stilles Gefühl des Erhabenen, unter der Form der Vergangenheit, oder was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.

18.

Der herrliche Kirchengesang: Veni Creator Spiritus, ist ganz eigentlich ein Appell an's Genie; deswegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht.

19.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Natur-Gesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

20.

Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen, unpartheiisch zu sein, aber nicht.

21.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

22.

Wir alle sind so bornirt, daß wir immer glauben Recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern so gar Lust am Irrthum hat.

23.

Reine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten ist sehr selten; gewöhnlich sehen wir Pedanterie, welche zu retardiren, Frechheit, die zu übereilen strebt.

24.

Worte und Bild sind Korrelate, die sich immerfort suchen, wie wir an Tropen und Gleichnissen genugsam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen gesagt oder gesungen war, sollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und so sehen wir in kindlicher Zeit in Gesetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, sich Wort und Bild immerfort balanciren. Wenn man aussprach, was sich nicht bilden, bildete, was sich nicht aussprechen ließ, so war das ganz recht; aber man vergriff sich gar oft, und sprach statt zu bilden, und darus entstanden die doppelt bösen symbolich-mystischen Ungeheuer.

25.

Wer sich mit Wissenschaften abgiebt, leidet erst durch Retardationen, und dann durch Präoccupationen.

Die erste Zeit wollen die Menschen dem keinen Werth zugestehen, was wir ihnen überliefern; und dann gebehrden sie sich, als wenn ihnen alles schon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten.

26.

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einzustreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinnern weiß.

27.

Wo der Antheil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtniß.

28.

Die Welt ist eine Glocke, die einen Riß hat, sie klappert, aber klingt nicht.

29.

Wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Antheil mehr, als die Schadenfreude.

30.

Gescheute Leute sind immer das beste Konversations-Lexikon.

31.

Es giebt Menschen, die gar nicht irren, weil sie sich nichts Vernünftiges vorsetzen.

32.

Kenne ich mein Verhältniß zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiße ich es Wahrheit. Und so kann Jeder seine eigene Wahrheit haben, und es ist doch immrr dieselbige.

33.

Das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig sich dem Besondern zu fügen.

34.

Die Zeit ist selbst ein Element.

35.

Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist.

36.

Ein Unterschied, der dem Verstande nichts giebt, ist kein Unterschied.

37.

In der Phanerogamie ist noch so viel cryptogamisches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

38.

Die Verwechselung eines Konsonanten mit dem andern, möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vokale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen.

39.

Wenn man alle Gesetze studiren sollte, so hätte man gar keine Zeit sie zu übertreten.

40.

Man kann nicht für Jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

41.

Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe, und wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.

42.

Geheimnisse sind noch keine Wunder.

43.

I Convertiti stanno freschi appresso di me.

44.

Leichtsinnige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

45.

Ich möchte gern ehrlich mit Dir sein, ohne daß wir uns entzweiten, das geht aber nicht. Du benimmst dich falsch und setzest Dich zwischen zwei Stühle, Anhänger gewinnst Du nicht und verlierst Deine Freunde. Was soll daraus werden!

46.

Es ist ganz einerlei, vornehm oder gering sein, das Menschliche muß man immer ausbaden.

47.

Die liberalen Schriftsteller spielen jetzt ein gutes Spiel, sie haben das ganze Publikum zu Suppleanten.

48.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal sein. Kräftig sei sie, tüchtig, in sich seblst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag productiv zu

sein erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal sein, denn der hat einen ganz andern Auftrag. Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen, und diese sind das lebendige Gemüth. Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht. Weiter schreiben wir nicht; an diesen Maaßstab halte man, was man tagtäglich hört.

49.

Es sind immer nur unsere Augen, unsere Vorstellungs-Arten; die Natur weiß ganz allein, was sie will, was sie gewollt hat.

50.

Gieb mir, wo ich stehe!
　　Archimedes.
Nimm Dir, wo Du stehest!
　　Nose.
Behaupte, wo Du stehst!
　　G.

51.

Allgemeines Kausal-Verhältniß, das der Beobachter aufsucht, und ähnliche Erscheinungen einer allgemeinen Ursache zuschreibt; an die nächste wird selten gedacht.

52.

Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.

53.

Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins Kleinste, kommt alles auf die Konception an.

54.

Es giebt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist.

55.

Ein alter gutmüthiger Examinator sagt einem Schüler ins Ohr: „Etiam nihil didicisti," und läßt ihn für gut hingehen.

56.

Das Fürtreffliche ist unergründlich, man mag damit anfangen was man will.

57.

Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest.

58.

Ich habe mich so lange um's Allgemeine bemühet, bis ich einsehen lernte, was vorzügliche Menschen im Besondern leisten.

59.

Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade, daß man ihr's versagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.

60.

Man sagt sich oft im Leben, daß man die Vielgeschäftigkeit, Polypragmosyne, vermeiden, besonders, je älter man wird, sich desto weniger in ein neues Geschäft einlassen solle. Aber man hat gut reden, gut sich und Anderen rathen. Aelter werden, heißt selbst ein neues Geschäft antreten; alle Verhältnisse verändern sich und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtsein das neue Rollenfach übernehmen.

61.

Große Talente sind selten, und selten ist es, daß sie sich selbst erkennen; nun aber hat kräftiges unbewußtes Handeln und Sinnen so höchst erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in solchem Konflict schwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hievon ergeben sich in Med-

wins Unterhaltungen, so merkwürdige als traurige Beispiele.

62.

Vom Absoluten in theoretischem Sinne wage ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß, wer es in der Erscheinung anerkannt, und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.

63.

In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtniß: treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann.

64.

Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er läugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er es doch eifrig zu verwirklichen trachtet. Einen solchen innern perpetuirlichen Widerspruch kann aber sein klarer, unbestechlicher Verstand nicht ertragen, und es ist höchst wichtig, wenn er, gleichsam genöthigt, sich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.

65.

Er betrachtet die Idee als ein geistiges Wesen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verfliegt, ein Residuum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz absprechen können. Wenn dieses uns auch starr und materiell genug scheinen mag, so spricht er sich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltsamen Folgen seines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da gesteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt sich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine frische Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

66.

Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunde Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her. Indessen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle, wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist, das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer

andern Welt, die aber eigentlich Undinge sind, und weder Gestalt noch Begränzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen, und den, der sich nicht losreißt, mehr als gespensterhaft, verfolgen.

67.

Wie wenig von dem Geschehenen ist geschrieben worden, wie wenig von dem Geschriebenen gerettet! Die Literatur ist von Haus aus fragmentarisch, sie enthält nur Denkmale des menschlichen Geistes, in so fern sie in Schriften verfaßt und diese zuletzt übrig geblieben sind.

68.

Und doch, bei aller Unvollständigkeit des Literarwesens, finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgehet, wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sei.

69.

Da wir denn doch zu dieser allgemeinen Weltberathung als Assessoren, obgleich sine voto, berufen sind, und wir uns von den Zeitungsschreibern tagtäglich referiren lassen; so ist es ein Glück, auch aus der Vorzeit tüchtig Referirende zu finden. Für mich sind von Raumer und Wachler in den neuesten Tagen dergleichen geworden.

70.

Die Pflicht des Historikers ist zwiefach, erst gegen sich selbst; dann gegen den Leser. Bei sich selbst muß

er genau prüfen, was wohl geschehen sein könnte, und um des Lesers willen muß er festsetzen, was geschehen sei. Wie er mit sich selbst handelt, mag er mit seinen Kollegen ausmachen, das Publikum muß aber nicht ins Geheimniß hineinsehen, wie wenig in der Geschichte, als entschieden ausgemacht, kann angesprochen werden.

71.

Es geht uns mit Büchern, wie mit neuen Bekanntschaften. Die erste Zeit sind wir hoch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinstimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptseite unserer Existenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntschaft treten alsdann erst die Differenzen hervor, und da ist denn die Hauptsache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geschiehet, sogleich zurückschaudere, sondern, daß man gerade das Uebereinstimmende recht fest halte, und sich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne sich deshalb vereinigen zu wollen.

72.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

73.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Wesens, ist sogar leidenschaftlich; das Eingreifen tüchtig.

74.

Deshalb leben Kinder im Schnellurtheilen, um nicht zu sagen in Vorurtheilen; denn bis das schnell aber einseitig Gefaßte sich auslöscht, um einem Allgemeinen Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten, ist eine der größten Pflichten des Erziehers.

75.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

76.

Freundschaft kann sich blos praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die thätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die Seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge.

Anm. des Herausg. Zu der Abtheilung über Poesie: siehe noch die zwei Aufsätze über den Phaeton des Euripides, in Kunst und Alterthum, 4. Band, 3. Heft, und zu der Abtheilung über Schauspielkunst: den Prolog zur Eröffnung des neuen Theaters in Berlin, im Mai 1821, 4r Bd. 1s Heft.

Göthe's
Dramatische Preisaufgabe.

(Aus den Propyläen, v. J. 1800. Zu dem Abschnitt über Poesie und Schauspielkunst, gehörig.)

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisaufgaben, in Absicht auf bildende Kunst, hat man sich bewogen gefunden, etwas Aehnliches auch auf dem Felde der Poesie, und zwar der dramatischen, zu versuchen, welche gegenwärtig im Besitz ist, am meisten unter allen poetischen Gattungen auf den Volksgeschmack zu wirken.

Man giebt hierbei dem Lustspiel den Vorzug vor dem Trauerspiel, weil an Jenem überhaupt noch ein größerer Mangel ist, und das Neue darin am meisten gefordert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer sind, so kann unsere Bühne sich doch hier weit mehr als dort, durch das Ausland, ja selbst durch das Alterthum bereichern, und das Vortreffliche in dieser Gattung veraltet nie, da die Leidenschaften auf der unbeweglichen Base der menschlichen Natur gegründet, und folglich weit beständiger sind, als die Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

Man klagt mit Recht, daß die **reine Komödie**, das **lustige** Lustspiel, bei uns Deutschen durch das **sentimentalische** zu sehr verdrängt worden, und es ist allerdings ein herrschender Fehler auf unserer **komischen Bühne**, daß das Interesse noch viel zu sehr aus der Empfindung und aus sittlichen Rührungen geschöpft wird. Das Sittliche aber, so wie das Pathetische, macht immer ernsthaft, und jene geistreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüths, welche in uns hervorzubringen, das schöne Ziel der **Komödie** ist, läßt sich nur durch eine absolute, moralische Gleichgültigkeit erreichen; es sei nun, daß der Gegenstand selbst schon diese Eigenschaft habe, oder daß der Dichter die Kunst besitze, die moralische Tendenz seines Stoffes durch die Behandlung zu überwinden.

Man unterscheidet abec auch in der reinkomischen Gattung noch **Charakterstücke** und **Intriguenstücke**; und es ist eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der **Deutsche** Genius in jener ersten Klasse **nie** sehr glänzend erscheinen wird. **Charakterstücke** stellen uns entweder **Gattungen**, (die **Molierische** Komödie), oder **Individuen**, (die Englische Komödie) dar. Für die letzteren ist der Deutsche Charakter an **Originalien** zu arm, und für die erste, kältere Gattung ist der Zeitmoment vorüber. Die **Charakterkomödie** erfordert im Ganzen eine größere Fülle des Genies von Seiten des **Dichters** und von Seiten des **Schauspielers** ein tieferes Studium, als

man in unseren heutigen Tagen glaubt voraussetzen zu dürfen.

Es bleibt also nur das Feld der Intriguenstücke offen. Das Feld ist reich und nicht so leicht als das der Charakterstücke zu erschöpfen.

In dem Intriguenstücke sind die Charaktere blos für die Begebenheiten, in dem Charakterstücke sind die Begebenheiten für die Charaktere erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche beider Gattungen auf eine glückliche Art zu vereinigen wissen.

Verzeichniß

der sämmtlichen, vom Professor Dr. Schütz, bis jetzt herausgegebenen Schriften.

1) Dissertatio de vera historiae catholicae Idea. Jena, bei Göpferdt. 1802. 8.

2) Geschichte der Republik Frankreich, im Grundriß. Ebendaselbst. 1802. 8.

3) Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg. Eine Darstellung zur ersten Säkularfeier der Preußischen Monarchie. Berlin bei Unger. 1802. (In Woltmann's Journal: Geschichte und Politik.)

4) Shakspeare's Hamlet, für die Deutsche Bühne bearbeitet, mit einer Einleitung zur Charakteristik des Hamlet. Leipzig, bei Jakobäer. 1806. 8.

5) Beschreibung der Gegenden um Jena, mit Kupfern, von Jakob Roux. Weimar im Industriecomptoir. 1806. Querfolio. (Blätter zur freundlichsten Erinnerung, für Alle, die auf dieser, auch durch die Schönheit ihrer Naturumgebungen so ausgezeichneten, hohen Schule studirt haben.)

6) Epigrammatische Anthologie. Ebendaselbst. 1806 und 1807. 3 Theile. 8. (Ein Seitenstück zu Matthisson's lyrischer Anthologie.)
7) Chronologische Darstellung der Französischen Revolutionsgeschichte. Jena, bei Göpferdt. 1807. 8.
8) Handbuch der Geschichte Napoleon's und seines Zeitalters. Leipzig, bei Dyk. 1806. 8.
9) Vincenzo Galeotti, Königl. Dänischer Balettmeister zu Kopenhagen, und: Friederike Bethmann, Schauspielerin des Königl. Preußischen Nationaltheaters zu Berlin. Zwei dramaturgische Charakteristiken, (in der Zeitung für die elegante Welt.) Leipzig, bei Leopold Voß. 1815 und 1817. 4.
10) Blumenlese aus dem Stammbuche der Deutschen mimischen Künstlerin Henriette Hendel-Schütz. Leipzig, bei Brockhaus. 1816. 12.
11) Biographie und Gedichte des Deutschen Schauspielers Schüler. Halle, bei Hendel. 1820. 8.
12) Gebührende Rüge einer ungebührlichen Recension des Probehefts der Ersch- und Gruberschen Allgemeinen Encyklopädie. Braunschw. bei Lucius. 1818. 4.
13) Entwurf der Französischen Revolutionsgeschichte, zum Behuf Akademischer Vorlesungen. Halle, bei Hendel. 1820. 8.

14) Leben und Charakter der Deutschen Herzogin Elisabeth von Orleans, nebst einer Auswahl ihrer (höchst eigenthümlichen und interessanten) nach Deutschland geschriebenen Briefe. Ein Beitrag zur Charakteristik des Hofes Ludwig's XIV. Leipzig, bei Leopold Voß. 1820. 8.

15) Ueber das Leben, den Charakter und die Werke der Frau von Staël. (In dem Journal: Zeitgenossen.) Leipzig, bei Brockhaus. 1821. 4.

16) Briefe über das Pariser Theaterwesen. (Im Gesellschafter von Gubitz.) Berlin. 1821. 8.

17) Göthe und Pustkuchen, oder: über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters; ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen Poesie und Poetik. Halle, bei Anton. 1822. 8.

18) Auserlesene Dichtungen von Louise Brachmann, nebst einer Biographie und Charakteristik dieser Dichterin. Leipzig, bei Weygand. 1823 u. 1824. 2 Theile. 8.

19) Klopstock's Säkular-Geburtsfeier in der Tonhalle zu Altona, am 2. Juli 1824. Hamburg, bei F. H. Nestler. 1824. 8.

20) Allgemeines, nützliches und lehrreiches Unterhaltungsblatt, für Deutschlands Jugend aller Stände. Hamburg, bei F. H. Nestler. 1824. 8.

21) Papageno's Spaßvögel, für Freunde des Scherzes und Witzes. Hamburg, bei F. H. Nestler. 1825. 12mo.

22) Göthe's Philosophie; eine vollständige, systematisch-geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Leben und Liebe, Ehe, Freundschaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik, Literatur, Kunst und Natur; aus seinen sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken; mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes begleitet. Hamburg, bei F. H. Nestler. 1825 und 1826. 6 Bände. 12mo. Auf Velin-Druckpapier.

Außerdem zahlreiche, einzelne, geschichtliche, ästhetische und kritische Beiträge, zur: Allgemeinen (Hallischen) Literatur-Zeitung, 1801 — 1825; zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber; zum Conversations-Lexikon, wie zu Wielands Deutschem Merkur, dem Weimar'schen Modejournal, Morgen-

Bayerische Staatsbibliothek München

blatt, der Zeitung für die elegante Welt, dem Freimüthigen, dem Gesellschafter, Berliner dramatischen Wochenblatte, dem Leipziger Kunstblatt, der Prager Theaterzeitung, den Breslauer Zeitblüthen, dem Danziger Aehrenleser, Müllner's Hekate, Panse's Prometheus, dem Conversationsblatt, Deutschen Anzeiger, Hamburger Correspondenten und den Hamburgischen Zeitschriften: Originalien und die Biene.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

N

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Göthe's Philosophie eine vollständige, systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft Erziehung, Religion, Moral, Politik, Literatur, Kunst und Natur aus seinen sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken
Bd.: 6

Hamburg (1826)

Bibl.Mont. 711-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713429-6